

Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit: Zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben

Schmidt, Eva-Maria

Veröffentlichungsversion / Published Version

Forschungsbericht / research report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmidt, E.-M. (2023). *Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit: Zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben*. (Forschungsbericht / Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien, 49). Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien. <https://doi.org/10.25365/phaidra.422>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC Licence (Attribution-NonCommercial). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0>



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for Family Studies



universität
wien

Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit

Zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben

Eva-Maria Schmidt ▪ Sabine Buchebner-Ferstl

ÖIF Forschungsbericht 49 | 2023

www.oif.ac.at

Österreichisches Institut für Familienforschung
an der Universität Wien
Grillparzerstraße 7/9 | 1010 Wien
Tel +43 1 4277 48901 | info@oif.ac.at

Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit

Zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben

Eva-Maria Schmidt ▪ Sabine Buchebner-Ferstl

ÖIF Forschungsbericht 49 | September 2023

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramts/Frauen, Familie, Integration und Medien (BKA/FFIM) über die Familie & Beruf Management GmbH.



DOI: [10.25365/phaidra.422](https://doi.org/10.25365/phaidra.422)

Dieses Werk ist mit [CC BY-ND 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/) lizenziert.



Das Österreichische Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) führt als unabhängiges wissenschaftliches Institut anwendungsorientierte Studien und Grundlagenforschung zur Struktur und Dynamik von Familien, Generationen, Geschlechtern und Partnerschaften durch. Alle Angaben in diesem Bericht erfolgen ohne Gewähr und die Haftung der Mitwirkenden oder des ÖIF ist ausgeschlossen. Der Inhalt dieses Berichts gibt die Meinungen der Autor/innen wieder, welche die alleinige Verantwortung dafür tragen.

© 2023 Universität Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
Medieninhaber: Universität Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal
Tel +43 1 4277 48901 | info@oif.ac.at | www.oif.ac.at | Wien

Inhaltsverzeichnis

1	Executive Summary	4
2	Einleitung und Forschungsfragen	6
3	Theoretischer Rahmen	8
4	Forschungsstand und Kontextualisierung	10
4.1	Räumlich-zeitliche, soziale und politische Entwicklungen des Kinderwunsches.....	10
4.2	Kollektive Wertvorstellungen und Relevanz des wohlfahrtsstaatlichen und kulturellen Kontextes	15
4.3	Inter-aktionale Ebene des Kinderwunsches: Gemeinsame Kinder – nein oder ja? Und wenn ja: warum?.....	19
4.4	Intra-aktionale Ebene des Kinderwunsches: Individuelle Wünsche und Lebenszufriedenheit von Frauen und Männern.....	21
5	Methodische Umsetzung und Datenbasis	24
5.1	Gruppendiskussionen	24
5.2	Lebensgeschichtliches Interview	25
5.3	Rekrutierung und Sampling	26
5.4	Erhebungssetting und Leitfäden	29
5.5	Analysemethodik	31
6	Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit: Kollektive Wertvorstellungen und biographische Relevanzen	33
6.1	Lebensziel Kinder und Familie? Soziale Normen und kollektive Wertvorstellungen in den Gruppendiskussionen	33
6.1.1	Gewandelte Lebensziele? Deskriptive Ergebnisse zu den diskutierten Veränderungen im Generationenvergleich und Lebensverlauf.....	34
6.1.2	Lebensziel Elternschaft? „Wunschkind“ und Glücksgefühl	37
6.1.3	„Erfülltes Leben ist immer individuell“ – oder soziale Norm Kinderwunsch?	40
6.1.4	Kinder oder Familie haben wollen: Geschlechtsspezifische Unterschiede	43
6.2	Kinder als individuelles Lebensziel in den lebensgeschichtlichen Interviews: nicht selbstverständlich und veränderlich	51
6.2.1	„immer schon“ und „nie“ – Relevanzsetzungen in Wunsch oder Nicht-Wunsch nach eigenen Kindern	52
6.2.2	„noch nicht“ und „dann doch“ – Entwicklung, Veränderungen und Prägungen des Kinderwunsches.....	55
6.2.3	Biographische Relevanzen und Relationalitäten	56
7	Zusammenfassende Diskussion und Schlussfolgerungen	63
7.1	Individuelle Entscheidung für oder gegen Kinder: individuelle Verantwortung für Lebenszufriedenheit	64
7.2	Relationalität sozialer Normen: Kinderwunsch und Elternschaftsnormen.....	67
8	Methodische Reflexionen	71
9	Literaturverzeichnis	72

1 Executive Summary

Die vorliegende Studie zielte darauf ab zu ergründen, welche Bedeutung eigenen Kindern für die persönliche Lebensplanung und Lebenszufriedenheit beigemessen wird. Dabei sollten sowohl kollektiv geteilte Wertvorstellungen, also soziale Normen rund um Lebenszufriedenheit und Kinderwunsch erfasst werden, als auch die subjektive Bedeutung und individuellen Wertvorstellungen zu eigenen Kindern für die Lebenszufriedenheit von Frauen und Männern.

Diese Studie basiert auf Theorien zu sozialen Normen und zur Relationalität individuellen Lebens. Sie knüpft an Befunde zu zunehmend konfligierenden normativen Verhaltenserwartungen und gestiegenen Wahl- und Optimierungsmöglichkeiten für Individuen an, und ergänzt quantitative Befunde zur (sinkenden) Relevanz eigener Kinder für ein erfülltes Leben. Die Frage, welche Bedeutung dem Kinderwunsch und dessen Verwirklichung zugeschrieben wird, erhält vor diesem Hintergrund erhöhte Relevanz.

Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurde ein methodischer Ansatz gewählt, der sowohl kollektive als auch individuelle Wertvorstellungen und Bedeutungsmuster zu erfassen vermag. Dies gelang über die Triangulation von Gruppendiskussionen und lebensgeschichtlichen Interviews mit Frauen und Männern unterschiedlichen Alters und mit unterschiedlichem Familienstatus aus ganz Österreich. Eine rekonstruktive Analysemethodik ermöglichte neben manifesten Inhalten auch die latent wirksamen Wertvorstellungen, Orientierungsmuster und die sozialen Normen zu rekonstruieren, sowohl auf kollektiver als auch auf individueller Ebene.

Die daraus resultierenden Ergebnisse zeigen auf manifester Ebene, dass eigenen Kindern, dem Wunsch danach oder der Realisierung dieses Wunsches im Gesamtkontext eines erfüllten Lebens keine vordergründige Bedeutung zugeschrieben wurde. Weder wurden eigene Kinder auf kollektiver Ebene als selbstverständlicher Aspekt der Lebensgestaltung erwartet, noch war die Bedeutung der Verwirklichung eines Kinderwunsches und eigener Kinder im Kontext der gesamten Biographie und Lebensplanung prioritär. Vielmehr wurde der Anspruch geteilt, diese Entscheidung als gänzlich individuelle und freie anzusehen und auch jegliche Entscheidung zu akzeptieren.

Auf latenter Ebene jedoch zeigte sich die nach wie vor stark wirksame soziale Norm des Kinderwunsches und dessen Verwirklichung, die sowohl in den Gruppendiskussionen als auch in den lebensgeschichtlichen Interviews zu rekonstruieren war. Außerdem weist diese soziale Norm markante Unterschiede in den normativen Erwartungen entlang von Geschlechterrollenvorstellungen auf. Kinderwunsch und Elternschaft waren auf latenter Ebene durchwegs sehr viel stärker und kollektiv mit Frauen assoziiert, von Frauen thematisiert, unter Frauen diskutiert, und für Frauen in ihrer individuellen Lebensgeschichte prägend, bereits lange bevor sie reflektieren, ob sie einen Kinderwunsch haben. Vor allem die Relationalität zu sozialen Normen rund um gute Mutterschaft und Vaterschaft aber auch zu neoliberal geprägten Verhaltenserwartungen der Selbstoptimierung und Selbstverantwortung wird in Bezug auf die soziale Norm Kinderwunsch relevant.

Die markante und persistente Bedeutung von Geschlechtsrollenvorstellungen, unabhängig von Generation, in Zusammenhang mit dem Kinderwunsch, dessen Verwirklichung und der Bedeutung für Lebenszufriedenheit lässt zwei zentrale Schlussfolgerungen zu. Zum einen bedeuten sowohl die sozialen Normen rund um Kinderwunsch und Elternschaft, aber auch jene der Selbstoptimierung und Subjektivierung für Frauen aber etwas gänzlich anderes als für Männer, auch wenn resultierende Diskrepanzen sowohl von Frauen als auch von Männern auf individueller Ebene gelöst und verantwortet werden müssen. Zum zweiten erhöhte eine zu hohe Zahl an Wahlmöglichkeiten auch das Bedürfnis nach klaren sozialen Normen, was zur Erklärung von (Re-)Traditionalisierungsbefunden beitragen könnte. Ambivalenzen, unklare und konfligierende Zuschreibungen, Erwartungen und Anforderungen, sowie politisch unklare Zielsetzungen und propagierte Wahlfreiheit könnten eine Entscheidung für Kinder aber auch zunehmend schwieriger machen, was wiederum zur Erklärung stagnierend geringerer Geburtenraten und Familiengrößen beitragen könnte.

2 Einleitung und Forschungsfragen

Lebenszufriedenheit und der Wunsch nach eigenen Kindern begleitet die sozialwissenschaftliche Forschung schon seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als medizinische Fortschritte und gesellschaftliche Umbrüche es zunehmend ermöglichten, den Zeitpunkt des Kinderkriegens aber auch die Anzahl der eigenen Kinder zu beeinflussen. Das hatte weitreichende Folgen, sowohl für Frauen und Männer auf individueller Ebene als auch für die Geburten- und Familienentwicklung auf gesellschaftlicher Ebene. Kinder zu haben war nicht mehr selbstverständliches Lebensereignis, sondern Ergebnis eines mehr oder weniger umfassenden Reflexions- und Entscheidungsprozesses. Dies spiegelt sich bis heute in wissenschaftlicher Forschung zum Fertilitätsverhalten und zur Lebenszufriedenheit wider, und zwar über unterschiedlichste Disziplinen hinweg.

Die vorliegende Forschung nähert sich dem Thema aus zwei unterschiedlichen Blickwinkeln, um Antworten auf die Frage zu finden, welche Bedeutung eigenen Kindern für die persönliche Lebenszufriedenheit beigemessen wird. Zum einen soll beantwortet werden, inwiefern es diesbezüglich kollektiv geteilte Wertvorstellungen, also soziale Normen rund um Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit gibt. Zum anderen steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern individuelle Wertvorstellungen und diese kollektiv geteilten sozialen Normen die Lebensplanung und den Kinderwunsch von Frauen und Männern prägen. Warum wünschen sich Frauen und Männer Kinder, warum bekommen Frauen und Männer Kinder, und warum gründen Frauen und Männer eine Familie? Weil Kinder eben zu einem erfüllten Leben dazu gehören, es also eine soziale Norm ist? Oder weil damit auf rein subjektiver Ebene ein erfülltes Leben erwartet wird?

Über die Differenzierung von kollektiven Wertvorstellungen bzw. sozialen Normen und individuellen Sichtweisen bzw. Wertvorstellungen soll die Relevanz des Kinderwunsches und dessen Verwirklichung für die Lebenszufriedenheit beleuchtet werden. Die Studie basiert auf Theorien zu sozialen Normen und der Relationalität von persönlichem Leben und Familienleben (vgl. Kapitel 3). Diese theoretische Rahmung spiegelt sich auch in der methodischen Umsetzung wider (vgl. Kapitel 5): zum einen wurden Gruppendiskussionen durchgeführt, um die normativen Erwartungen in ihrer Relationalität erfassen zu können, zum anderen wurden lebensgeschichtliche Interviews durchgeführt, um die subjektive Relevanz von normativen Erwartungen aber auch die Relationalität von subjektiven Lebenskonzepten in Bezug auf den Kinderwunsch und die individuelle Lebenszufriedenheit analysieren zu können. Die Studie steht im Kontext von und trägt bei zum Forschungsstand zu Kinderwunsch, Fertilität, Lebenszufriedenheit und Lebensglück, sozialen Normen rund um Familiengründung und Elternschaft, Geschlechterrollen, sowie zu Familien- und Fertilitätspolitik vor dem Hintergrund neoliberaler Anforderungen der optimierten, selbstverantwortlich, aktiv und reflexiv gestalteten Biographie (vgl. Kapitel 4 und Kapitel 7). Außerdem liefern die Ergebnisse dieser qualitativen Forschung in methodischer Hinsicht einen ergänzenden Beitrag zu vorwiegend quantitativen Ergebnissen aus international vergleichenden Surveys (bspw. PPAS, GGP oder EVS).

Die Ergebnisse aus der Triangulation von Gruppendiskussionen und lebensgeschichtlichen Interviews spiegeln (1.) die Persistenz der sozialen Norm des Kinderwunsches wider. Wenngleich auf kollektiver Ebene in den Gruppendiskussionen explizit der hohe Wert von individu-

ellen Entscheidungen betont wurde und die lebensgeschichtlichen Interviews sehr kontrastreich und individuell verliefen, ist der Wunsch nach Kindern und dessen Verwirklichung beständiger Orientierungsrahmen und selbstverständlicher Referenzpunkt. Das zweite zentrale Ergebnis lässt sich an (2.) der Persistenz geschlechtsspezifischer Unterschiede in den normativen Erwartungen rund um Kinderwunsch und dessen Verwirklichung festmachen. Wenn gleich auf kollektiver Ebene in den Gruppendiskussionen vor allem Generationenunterschiede diskutiert wurden, zeigen die rekonstruktiven Analysen der latenten Bedeutung die im Vergleich viel deutlicher ausgeprägten geschlechtsspezifischen Unterschiede, sowohl in den Diskussionen als auch im Vergleich der lebensgeschichtlichen Erzählungen. Sowohl die normative Erwartung eines Kinderwunsches als auch die normativen Erwartungen in Bezug auf die damit verbundene Elternrolle werden vordergründiger mit Frauen verbunden und sind deutlich stärker für Frauen wirksam, prägen daher auch deren Kinderwunsch und dessen Verwirklichung deutlich stärker. Diese Persistenz von Geschlechtsrollenvorstellungen und der damit verbundenen sozialen Normen könnte im kulturellen, ökonomischen und politischen Kontext Österreichs mitunter zur Erklärung geringer und stagnierender Geburtenraten beitragen.

3 Theoretischer Rahmen

Theoretischer Ausgangspunkt dieser Studie ist die Relationalität von individuellem Leben und individuellen Lebensentscheidungen (vgl. Smart 2007; Roseneil und Ketokivi 2016; Twamley et al. 2021). Letztere erfolgen in einem engen und komplexen Zusammenspiel mit kollektiven Rahmenbedingungen und Wertvorstellungen, sozialen Normen und normativen Erwartungen auf der einen Seite, und individuellen Wertvorstellungen, individuellen Konzepten zu Lebensglück und subjektiven Erwartungen rund um Lebenszufriedenheit auf der anderen Seite. Sowohl kollektiv geteilte, kulturell und historisch spezifische soziale Normen als auch individuell-biographische und situative Rahmenbedingungen, Wertvorstellungen werden als handlungsleitend begriffen.

Soziale Normen werden als Verhaltensregeln begriffen, über die ein gewisser Grad an gesellschaftlichem Konsens besteht (Horne 2014). Derartige Regeln zu Verhaltens- und Entscheidungsweisen wurden daher auch als „Grammatik einer Gesellschaft“ bezeichnet (Bicchieri 2006). Dennoch existieren soziale Normen nicht als explizit festgelegte, starre und vorab definierte Regeln. Vielmehr gelten soziale Normen als sozial konstruierte Regeln darüber, welches Verhalten als gut, als ideal, als normal, als akzeptiert oder als erstrebenswert und bevorzugt gilt. Diese Grammatik und dieser Konsens sind allerdings immer kontextspezifisch, d.h. die Definition davon, welche Praktiken erwartet und erstrebenswert sind, ist abhängig von historischen, kulturellen und politischen Kontexten, und damit auch potentiell widersprüchlich, dissonant und veränderlich (Daly 2016; Morris et al. 2015; Pfau-Effinger 2005; Xenitidou und Edmonds 2014). Die Variabilität und Fluidität sozialer Normen kann sich sogar über verschiedene Klassen und soziale Gruppen hinweg unterscheiden und zeigt sich auch in intersektionalen Differenzen (Collins 1998, 2015; Aulenbacher et al. 2012).

Das kollektiv geteilte Wissen und der gesellschaftliche Konsens über die Regeln für bestimmtes, erwartbares und erwünschtes Verhalten müssen sich außerdem nicht unbedingt in der zahlenmäßigen Verbreitung dieses Verhaltens widerspiegeln (Bicchieri 2006, 2017). Vielmehr werden sozial normierte Verhaltensregeln zum einen in „empirischen Erwartungen“ ersichtlich, also der Erwartungshaltung von Individuen, dass die meisten Personen in ihrem Umfeld sich an diese Verhaltensregel auch halten werden. Beispielsweise erwarten die meisten Individuen, dass sich andere Personen in der Schlange bei der Supermarktkassa hinten einreihen. Zum anderen verlassen sich Individuen aber auch auf „normative Erwartungen“, also der Erwartungshaltung, dass die meisten Personen in ihrem Umfeld auch von ihnen erwarten, dass sie sich an diese Verhaltensregel halten sollten. Beispielsweise ist den meisten Individuen bewusst, dass die anderen Personen im Supermarkt auch von ihnen erwarten, sich in der Schlange an der Supermarktkassa hinten einzureihen. Stimmen diese beiden Erwartungshaltungen in Bezug auf ein bestimmtes Verhalten weitgehend überein, so entfaltet das selbstverstärkende Potential sozialer Normen seine volle Wirkung.

Diese Erwartungshaltungen, Annahmen und Verhaltensregeln sind Individuen jedoch nicht immer bewusst, sondern funktionieren eher auf implizitem Wege und sind vielfach internalisiert. Daher funktionieren die Einhaltung und Aufrechterhaltung sozialer Normen, die bestimmtes Verhalten fördern oder einschränken, auch ohne formalen oder legalen Zwang (Bicchieri 2017). Vielmehr ist die Durchsetzung von sozialen Normen eng an soziale Beziehungen und

die gegenseitige Abhängigkeit von Personen innerhalb einer sozialen Gruppe geknüpft (Horne 2014). Soziale Normen brauchen Personen im sozialen Umfeld eines Individuums, die die Einhaltung der Verhaltensregeln auch (potentiell) einfordern, deren Einhaltung belohnen bzw. deren Nicht-Einhaltung sanktionieren. Individuen verhalten sich entlang sozialer Normen entsprechend der erwarteten negativen oder positiven Konsequenzen in Zusammenhang mit ihrem Verhalten (Ajzen und Fishbein 2005; Morris et al. 2015; Xenitidou und Edmonds 2014). Diese engen sozialen Beziehungen in sozialen Gruppen sind daher wirksamer und relevanter als Strukturen wie beispielsweise politische Rahmenbedingungen. Je stärker der Konsens und die kollektiv geteilte Überzeugung in Bezug auf eine soziale Norm sind, desto mehr Personen werden ihr Verhalten entsprechend anpassen (Bicchieri 2006). Dieser soziale Status von sozialen Normen unterscheidet diese auch von individuellen Wert- oder Moralvorstellungen.

Soziale Normen können entlang dieser Definition als entscheidende Bestandteile individueller Verhaltensweisen und Entscheidungen angesehen werden. Individuelles Verhalten richtet sich unter anderem an nicht immer bewussten aber grundsätzlich positiv konnotierten Zielvorstellungen des „Wünschenswerten“ aus. Als Richtschnur individueller Einstellungen und Handlungsentscheidungen fungieren auch soziale Normen. Dennoch unterscheiden sich individuelle Wertvorstellungen und individuelles Verhalten deutlich von sozialen Normen. Individuelle Wert- oder Moralvorstellungen haben nämlich keinen sozialen Status wie soziale Normen, benötigen keine sozialen Beziehungen und können auch ohne Sanktionierung aufrechterhalten werden. Aber auch inhaltlich müssen individuelle Wertvorstellungen und individuelles Verhalten nicht unbedingt den sozialen Normen entsprechen, sondern können davon deutlich abweichen (Aichholzer et al. 2019; Schnor 2012). Die Annahme, dass das Verhalten anderer deren individuelle Wertvorstellungen oder gar soziale Normen widerspiegelt, kann sich also mitunter als Trugschluss erweisen. Die Verbreitung eines bestimmten Verhaltens als alleiniger Indikator für das Gelten einer sozialen Norm könnte demnach zu einer Überschätzung ihrer Wirkmächtigkeit führen (Bicchieri 2006).

Individuelles Leben, individuelle Lebensentscheidungen und Lebenszufriedenheit sind demnach als relational zu begreifen (vgl. Smart 2007; Roseneil und Ketokivi 2016; Twamley et al. 2021). Diese Relationalität wird (1.) in weiteren sozialen und kulturellen Normen, in politischen, ökonomischen und räumlich-zeitlichen Kontexten erkennbar und relevant. Die Relationalität von individuellem Leben zeigt sich aber auch (2.) in Handlungen und Handlungsorientierungen, die einerseits intuitiv und nicht bewusst erfolgen, andererseits als überlegtes, abgestimmtes und geplantes Handeln mit bewusster und konkreter Verhaltensabsicht zutage treten. Diese intra-aktionale Relationalität individuellen Lebens zur Psyche eines Individuums, zu individuellen Wünschen, Bedürfnissen, Gedanken und Gefühlen, die Reflexionsfähigkeit, Handlungsmächtigkeit und Emotionalität machen ein Individuum zu einer „relationalen Person“ (Roseneil und Ketokivi 2016). Individuelles Verhalten und Privatleben richten sich außerdem (3.) an einer Vielzahl signifikanter, engerer oder weiterer sozialer Beziehungen aus, in die ein jedes Individuum eingebettet ist und die die inter-aktionale Relationalität ausmachen (Horne 2014; Smart 2013). Persönlichkeit, Privatleben und individuelle Handlungen und Entscheidungen werden durch alle drei relationalen Ebenen geformt und sind daher als relationale Prozesse aufzufassen (Mauthner 2021; Roseneil und Ketokivi 2016; Smart 2007). Der Forschungskontext der vorliegenden Studie soll nun entlang dieser drei Ebenen der Relationalität von Lebensentscheidungen und Lebenszufriedenheit erläutert werden.

4 Forschungsstand und Kontextualisierung

Einzelne theoretische Erklärungsansätze beleuchten für sich betrachtet zwar jeweils spezifische Mechanismen (z.B. emotionale oder soziale Bedürfnisse oder verschiedene Kontextbedingungen), die einen Kinderwunsch befördern und zu dessen Verwirklichung führen aber auch positive oder negative Effekte auf das Wohlbefinden von Eltern erklären; die Variation der einzelnen Effekte vermögen sie jedoch nicht zu erklären. Erst das komplexe Zusammenspiel zwischen (1.) der Ebene des sozialen, kulturellen und wohlfahrtsstaatlichen Kontextes (2.) der Familien- bzw. Paarebene und (3.) der individuellen Ebene bestimmt letztendlich darüber, ob sich ein Kinderwunsch entwickelt, verwirklicht wird und inwiefern Elternschaft sich auf Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden der Eltern auswirkt (Riederer 2018; Hansen et al. 2009; Graham 2015). Im Folgenden wird der Forschungsstand zu diesem komplexen Zusammenspiel entlang des theoretischen Rahmens der drei Ebenen der Relationalität dargestellt. Zunächst werden räumlich-zeitliche Entwicklungen, weitere soziale, kulturelle und politische Kontexte und kollektive Wertvorstellungen erläutert (siehe Kapitel 4.1 und 4.2). Anschließend befasst sich dieser Teil mit der Entscheidung für oder gegen ein Kind, der Relevanz von Partnerschaft und Biographie (siehe Kapitel 4.3), sowie der Relevanz von individuellen Wünschen und den Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit und das Wohlbefinden von Männern und Frauen (siehe Kapitel 4.4).

4.1 Räumlich-zeitliche, soziale und politische Entwicklungen des Kinderwunsches

Soziale Normen in Bezug auf Familie, die Bedeutung von Kindern und auch den Umstand der Kinderlosigkeit unterliegen einem historischen Wandel vor dem Hintergrund veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Der folgende Abschnitt zeichnet in Form eines kurzen geschichtlichen Abrisses einschließlich des damit einhergehenden familienpolitischen Diskurses Entwicklungslinien in Deutschland und Österreich nach (vgl. dazu auch Correll 2010, S. 38ff und 109ff).

Bis ins 19. Jahrhundert hinein war ein Lebensentwurf ohne Kinder weit verbreitet und die – damals im Wesentlichen an eine Ehe geknüpfte – Möglichkeit, eigene Kinder zu bekommen, stellte nur für bestimmte Bevölkerungsgruppen Normalität dar (Correll 2010). Erst die erweiterten Möglichkeiten zur Eheschließung und Gründung eines eigenen Haushaltes im Zuge der Industrialisierung führten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem starken Bevölkerungswachstum. Ab 1875 begannen die Geburtenraten jedoch wieder zu sinken – ein Trend, der sich bis in die 1930er-Jahre fortsetzte. Schätzungen sprechen von über einem Viertel der Frauen der Jahrgänge 1901 bis 1905, die kinderlos geblieben waren (Carl 2002). Als Ursachen wurden insbesondere der Erste Weltkrieg, aber auch die Verringerung der Kinderzahl im Zuge der Entwicklung der Kleinfamilie benannt.

Im Nationalsozialismus wurden Frauen zu „Objekten der Bevölkerungs- und Sexualpolitik“ (Correll 2010, S. 43) degradiert und die Familie vollständig in den Dienst der nationalsozialistischen Machtbestrebungen gestellt, die auf das Heranzüchten einer „arischen Herrenrasse“ abzielte. Während auf der einen Seite gewollte Kinderlosigkeit einen Scheidungsgrund darstellte und Abtreibungen unter hohe Strafen gestellt wurden, waren gleichzeitig Zwangssterilisationen gang und gäbe.

In den Nachkriegs- bzw. den 1950er-Jahren wurde – (auch) als Reaktion auf die uneingeschränkte Vereinnahmung und Instrumentalisierung der Familie während des Nationalsozialismus – die Privatheit der Kleinfamilie in den Mittelpunkt gestellt und ihre Schutzbedürftigkeit gegen Einflüsse von außen betont. Gleichzeitig sahen sich insbesondere Frauen wirkmächtigen sozialen Normen gegenüber, die ihnen eine Rolle als Vollzeitmutter zuwiesen, deren Qualität als Mutter daran gemessen wurde, ob sie einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit nachging oder nicht (vgl. Schütze 1991). Lebensentwürfe abseits von Ehe und Eltern- bzw. insbesondere Mutterschaft wurden allenfalls als unfreiwillige, erzwungene Option wahrgenommen, uneheliche Kinder wurden stigmatisiert. Ab Mitte der 1950er bis Ende der 1960er-Jahre kam es zu einem massiven Anstieg der Geburtenrate (Baby-Boomer-Generation) und das Ideal der Kleinfamilie und Vollzeitmutter wurde determiniert. Aufgrund des Arbeitskräftemangels war die weibliche Erwerbstätigkeit jedoch auch wieder vermehrt erwünscht, allerdings nur vor der Geburt der Kinder und nach deren Auszug.

Ab den 1960er Jahren wurde Elternschaft mit der Möglichkeit der Empfängnisverhütung durch die „Antibabypille“ zunehmend – zumindest vordergründig – zur Privatangelegenheit. Beck-Gernsheim (1997) sah darin eine Verlagerung von einer vorwiegend sozial kontrollierten zu einer vor allem individuell kontrollierten Fruchtbarkeit. Die These, dass der Einbruch der Geburtenraten auf die Einführung hormoneller Verhütungsmittel zurückzuführen ist („Pillenknicke“), ist mittlerweile umstritten (vgl. z.B. Bauer 2018). So kam es in den USA bereits drei Jahre vor Einführung der „Pille“ zu einem massiven Geburtenrückgang im Anschluss an den zuvor herrschenden „Babyboom“, der dort bereits 1957 seinen Höhepunkt erreichte. In Deutschland setzte der Geburtenrückgang mehrere Jahre bevor die „Pille“ größeren Bevölkerungsgruppen zugänglich war, ein. Auch in Japan kam es im entsprechenden Zeitraum zu einem starken Abfall der Geburtenzahlen, obgleich hormonelle Verhütungsmittel dort kaum verwendet wurden (bzw. nach wie vor werden).

In den 1970er-Jahren traten vermehrt frauenpolitische Argumentationen in den Vordergrund, die die gesellschaftliche Rolle der Frau auch außerhalb der Familie betonten. Weibliche Erwerbstätigkeit erfuhr jedoch nur als temporäre Teilzeitbeschäftigung Akzeptanz, die der Kinderbetreuung unterzuordnen war. Die nahezu ausschließliche Zuständigkeit der Mutter für die Betreuung ihrer Kinder wurde ab dieser Zeit weniger im biologistischen Sinne als naturgegebenes Faktum, sondern vielmehr mit dem Wohl des Kindes gerechtfertigt. Außerhäusliche Betreuung wurde in diesem Zusammenhang als Mutterentbehmung und im bindungstheoretischen Kontext daher als problematisch und schädlich erachtet (vgl. Schütze 1991). Damit kam es zu einer tiefgreifenden Transformation der Legitimationsweise der Mutterschaftsnorm, die nicht mehr die Natur der Mutter, sondern die Natur des Kindes als Argument heranzog (Correll 2010). Ehepaare, die freiwillig kinderlos bleiben, erfuhren zu dieser Zeit wenig Verständnis und wurden als egoistisch und unsozial wahrgenommen (Nave-Herz 1998).

Auch in den 1980er-Jahren wurden Lebensentwürfe ohne Kinder im familienpolitischen Kurs kaum thematisiert. Vielmehr rückte die Familie verstärkt als Gegenentwurf und Ausgleich zur erstarkenden Leistungsgesellschaft in den Mittelpunkt. Als (letztlich vergeblicher) Versuch, den privaten Raum vor dem aufkommenden Einfluss des Neoliberalismus zu bewahren, erfuhr die Kernfamilie gleichsam eine Überhöhung (Correll 2010, S. 129). In westlichen und industrialisierten Gesellschaften setzte sich dieses neoliberale „Projekt“ dennoch spätestens mit den

1980ern durch, und formierte sich vor allem in Bezug auf das Herrschaftssystem und die Wirtschaftsstruktur. Das Ideal des freien Marktes und des damit einhergehenden Wettbewerbs etablierte sich als dominante Gesellschaftsform, was auch deutliche soziale Umwälzungen mit sich brachte und einen „neuen Menschentyp“ geschaffen (Haug 2012, S. 80) hatte. Mit diesem ging vor allem eine neue Subjektivierungsweise einher (Rau 2020): Der ideale Bürger und die ideale Bürgerin wurden zunehmend als aktiv, selbst-kontrolliert, selbst-verantwortlich, selbst-vermarktend, und selbst-optimierend konstruiert, als der „adult worker“, der für sein Fortkommen und für seinen Erfolg in diesem wettbewerbsorientierten, freien Markt selbst zuständig war, gleichzeitig aber auch eigenmächtig und vermeintlich frei seine Entscheidungen selbst treffen konnte. Mit diesen Umwälzungen gingen auch sozialpolitische Anpassungen einher (Adkins 2018; Esping-Andersen et al. 2002; Joecks 2021; Lewis 2001; Lightman und Kevins 2021).

In einer Gesellschaft mit einem derartigen Fokus auf das Individuum „basteln“ sich Menschen aus einem Pool an Optionen ihre Biographie (Hitzler und Honer 2012) statt einem standardisierten und etablierten Muster zu folgen – der Lebensverlauf mit seinen unterschiedlichen Domänen ist „unordentlich“ geworden (Lewis 2006, S. 40). Menschen können sich immer weniger auf ein stabiles und geteiltes Set an Bedeutungen und Vorgaben verlassen, soziale Normen in Bezug auf den idealen Verlauf des Lebens und die ideale Gestaltung einer Biographie sind brüchiger und uneindeutiger geworden. Weil Biographien aber gleichzeitig formbarer und offen für unterschiedlichste Interpretationen und Möglichkeiten sind, sind Individuen gezwungen, sich mit ihrem eigenen Lebensverlauf und seiner Gestaltbarkeit explizit auseinanderzusetzen, unterschiedliche Möglichkeiten in Betracht zu ziehen und zu reflektieren, um dann entsprechende, selbstverantwortliche Entscheidungen zu treffen – ein Phänomen, das „reflexive Biographie“ genannt wurde (Giddens 1991, 1996).

Mit dieser ambivalenten Situation – einerseits der großen Zahl an Möglichkeiten, andererseits der Notwendigkeit wohlüberlegt zu entscheiden – gehen jedoch große Herausforderungen einher, weil jede Entscheidung für etwas auch beinhaltet, sich gegen etwas Anderes zu entscheiden und jede Entscheidung potentiell anders sein könnte (Giddens 1996; Beck und Beck-Gernsheim 1990). Allerdings haben sich auch neue regulative Strukturen entwickelt, die Lebensverläufe formen und Entscheidungen beeinflussen: Bildungssystem, Arbeitsmarkt und damit soziale Klassen, aber auch Geschlecht, sowie Sozialpolitiken, Medien und Infrastruktur (Beck und Beck-Gernsheim 2012; Smart 2007; Liefbroer und Billari 2010). Dennoch hinterlassen diese Individualisierungstendenzen und Kontingenzen menschlicher Lebensverläufe auch deutliche Spuren in intimen, familiären und generationalen Beziehungen, die als zunehmend riskanter und unzuverlässiger angesehen werden (Cherlin 2004; Beck und Beck-Gernsheim 2012; Bulcroft et al. 2016; Giddens 1992; Lewis 2006). In einer neoliberal und spätkapitalistisch geprägten Gesellschaft werden Entscheidungen für oder in intimen Beziehungen zudem erfasst von der Notwendigkeit ständiger Optimierung und Steigerung, um seinen Selbstwert zu stabilisieren (Illouz 1997, 2007, 2019) und um ein umfassend befriedigendes, sogenanntes „pure relationship“ (Giddens 1992) zu erreichen. Fragen zu intimen, familialen Beziehungen und zur sozialen Reproduktion sind daher auch vor dem Hintergrund neoliberaler Umstrukturierungsprozesse zu erforschen und zu beantworten.

Auch Elternschaft, Geschlechterrollen und Eltern-Kind-Beziehungen blieben von diesen Veränderungsprozessen nicht unberührt und mussten sich neoliberalen Anforderungen anpassen

(Connell 2009; Adkins 2018; Reich 2014; Wilkinson und Rouse 2022). Zum einen sollten Eltern ökonomisch produktiv und am Arbeitsmarkt attraktiv bleiben, um eine verantwortete und abgesicherte Elternschaft leben zu können (Ruckdeschel 2015; Connell 2009). Die dadurch erforderliche Verbindung und Vereinbarung von Familie und Erwerbstätigkeit wurde jedoch vor allem als Thema von Frauen verhandelt, weil sich zunehmend das Zuverdienermodell (mit in Vollzeit erwerbstätigem Vater und in Teilzeit erwerbstätiger Mutter) verbreitete. Während Kinderlosigkeit nach wie vor nicht als gleichberechtigte Lebensweise neben der Elternschaft Fuß fassen konnte, begann sich die enge Verknüpfung von Elternschaft mit einer Ehe allmählich aufzulösen. Ab Mitte der 1990er-Jahre begann sich darüber hinaus eine wirtschaftspolitische Sichtweise auf die Familie zu etablieren, welche auf die Bildung und Regeneration von Humankapital abzielt. Damit gingen Anforderungen an Elternschaft einher, die das Großziehen der zukünftigen idealen und „guten“ Bürger/innen beinhalteten (Malatzky 2017; Vincent et al. 2010; Lister 2003; Hamilton 2016). Elternschaft wurde zu einem Projekt, das zwar vermeintlich frei und individuell gestaltet werden konnte, gleichzeitig aber auch wohlüberlegt, geplant und optimiert angelegt sein sollte (z.B. Connell 2009; Glass et al. 2016; Meeussen und van Laar 2018; Pedersen 2016), um entsprechend den drei zentralen Anforderungen des „unternehmerischen Selbst“ Genüge zu tun: Selbstkontrolle, Selbstökonomisierung und Selbststrationalisierung (Pongratz und Voß 2003; Voß und Weiß 2005).

In den 2000er-Jahren setzte sich dieser ökonomisch-neoliberale Zugang mehr und mehr durch. Der demografische Wandel wurde im Zuge dessen aus politischer Perspektive vorwiegend als ökonomisches Problem beschrieben und bevölkerungsorientierte Familienpolitik als Produktions- und Wachstumsfaktor deklariert (z.B. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2005). Es wurde grundsätzlich von einem Kinderwunsch von Frauen ausgegangen, der aber nicht mehr als naturgegeben verstanden wurde, sondern einer rationalen Entscheidung bedurfte und dessen Nichterfüllung in erster Linie auf strukturelle Probleme im Sinne der Vereinbarkeit von Familie und Erwerb zurückgeführt wurde (Correll 2010, S. 144). Der Kinderwunsch und etwaige Vereinbarkeitsprobleme von Männern wurden nach wie vor kaum thematisiert.

Als maßgebliche Einflussfaktoren auf die gesellschaftliche (und individuelle) Wahrnehmung von Kinderwunsch, Kinderlosigkeit und Elternschaft in den letzten beiden Jahrzehnten können neben der neoliberalistischen Grundhaltung auch medizinisch-technische Entwicklungen angeführt werden. Abseits von bereits etablierten hormonellen und nicht-hormonellen Verhütungsmethoden haben in den vergangenen Jahrzehnten außerdem Entwicklungen auf dem Gebiet der Reproduktionsmedizin das reproduktive Verhalten beeinflusst. Vor allem für Paare, die von Infertilität betroffen sind – die also einen Kinderwunsch haben, ihn aber aus biologisch-medizinischen Gründen auf natürlichem Weg nicht verwirklichen können –, wurde Elternschaft durch reproduktionsmedizinische Verfahren, wie der intrauterinen Insemination, der In-Vitro-Fertilisation oder der Intracytoplasmatischen Spermieninjektion möglich. Andere Verfahren ermöglichen, Sperma aber auch befruchtete Eizellen und Embryonen einzulagern, um Frauen eine wiederholte operative Entnahme von Eizellen vor jeder weiteren Behandlung zu ersparen. Dadurch kann die Reproduktionsmedizin nicht mehr nur als Methode eingestuft werden, ein medizinisches Problem zu heilen, sondern prägt auch das Verständnis von Familie und Familiengründung. Als gleichgeschlechtliches Paar einen Kinderwunsch zu realisieren wurde dadurch ebenso möglich, wie ein Kind *ohne* Partner (Passet-Wittig und Bujard 2021; Passet-

Wittig und Schneider 2016) zu bekommen, oder – ebenso um zuvor neoliberalen Anforderungen ökonomischer Produktivität zu genügen – mittels Social Egg Freezing Technologie erst *nach* der reproduktiven Phase ein Kind zu gebären (Baldwin 2018; Browne 2018; Feiler 2017). Dies hat einerseits zu verschiedenen Formen multipler oder fragmentierter Elternschaft geführt (Peuckert 2008; Bergold et al. 2017) und andererseits zur Herausbildung einer „Fruchtbarkeit-sillusion“ beigetragen (Correll 2010, S. 35ff), d.h. der Überzeugung, jede Frau könne jederzeit ein Kind bekommen, und somit auch die unfreiwillige Kinderlosigkeit unter zusätzlichen Legitimierungsbedarf gestellt (Onnen 2004). Außerdem ist bei Elternschaft durch reproduktionsmedizinische Verfahren zum einen die Abhängigkeit von den international noch sehr unterschiedlichen rechtlichen Regelungen, aber auch die Abhängigkeit von ökonomischen Voraussetzungen der Eltern und damit von sozialer Klasse zu berücksichtigen (Passet-Wittig und Bujard 2021).

Mit den neoliberalen Umstrukturierungsprozessen können auch die Entwicklungen und Evidenzen rund um den Normkomplex der verantworteten bzw. der vergeschlechtlichten intensiven Elternschaft in Zusammenhang gesehen werden (Diabaté 2015; Diabaté und Beringer 2018; Ennis 2014; Kaufmann 1990). Vor allem das Verhalten von Müttern ist von den damit einhergehenden Erwartungen bestimmt: Mütter werden – vor allem in neoliberal geprägten westlichen Gesellschaften – als ideale Person angesehen, intensive Fürsorge zu leisten, ein höchstmögliches Ausmaß an gemeinsamer Zeit mit dem Kind zu verbringen und somit die eigene Erwerbstätigkeit stark zu reduzieren. Gemeint ist mit intensive parenting auch ein höchst möglicher Einsatz von finanziellen, zeitlichen und emotionalen Ressourcen, die als Eltern und vor allem als Mutter investiert werden sollten, um dem Kind ideale Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten. Damit zusammenhängend wird von Müttern zudem normativ erwartet, die eigenen Bedürfnisse hinter die des Kindes zu stellen und sich – im Sinne des Kindes – aufzuopfern (Diabaté und Beringer 2018; Schmidt et al. 2022). In den vergangenen Jahren zeigten daher eine Vielzahl unterschiedlicher Forschungsarbeiten auch die zunehmende Überforderung, Schuldgefühle und Reue unter Müttern auf, die aus diesen gestiegenen und sich zunehmend widersprechenden normativen Erwartungen resultieren (Moore und Abetz 2018; Hefernan und Stone 2021; Donath 2017; Ruckdeschel 2015).

Zudem haben sich seit den Frauenbewegungen in den 1970er Jahren auch zunehmend soziale Normen einer egalitär gelebten Elternschaft etabliert, in der familiäre Verantwortlichkeiten und Aufgaben auf beide Eltern gleichermaßen aufgeteilt sein sollten (Daly 2016; Grunow und Evertsson 2019). Der darin enthaltene Anspruch und die normative Erwartungshaltung, dass sich Väter in der Erziehung und Betreuung der Kinder in gleichem Ausmaß wie Mütter einbringen und Mütter in gleichem Ausmaß zum Familieneinkommen beitragen wie Väter, spiegelt sich auch in der Zeitverwendung von Vätern und Müttern wider. Studien zeigen, dass die Fürsorge und Betreuung von Vätern nach der Geburt eines Kindes über die vergangenen Jahrzehnte deutlich zugenommen hat und dass Frauen zunehmend erwerbstätig sind und dem Arbeitsmarkt nach der Geburt eines Kindes immer kürzer fernbleiben. Zahlreiche Forschungen stimmen jedoch für die meisten europäischen Staaten in dem Befund überein, dass von einer tatsächlich umgesetzten und verbreiteten egalitären Arbeitsaufteilung unter Eltern nicht annähernd gesprochen werden kann und Länder wie Österreich und Deutschland noch sehr weit davon entfernt sind. Vielmehr kann von einem Stagnieren der „Genderrevolution“ gesprochen werden (Goldscheider et al. 2015; Evertsson und Grunow 2019; Hook und Paek 2020), die sich in der „Beteiligung“ der Väter an der Kinderbetreuung und an dem „Zuverdienst“ der

Frauen am Familieneinkommen sehr plakativ zeigen lässt (Schmidt 2018; Schmidt et al. 2019). Diese Stagnation beeinflusst auch Fertilitätsintentionen (Riederer et al. 2019; Köppen und Trappe 2019; Olah 2011).

4.2 Kollektive Wertvorstellungen und Relevanz des wohlfahrtsstaatlichen und kulturellen Kontextes

Die Frage, welche Bedeutung Kindern für ein erfülltes Leben zukommt, ist bereits mehrfach im Rahmen internationaler Vergleichsstudien untersucht worden (für einen Überblick vergleiche z.B. Hansen 2012). Dabei treten deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Nationen zutage. So findet die Aussage „You cannot really be happy without having children“, welche im Rahmen des Population Policy Acceptance Surveys (PPAS, 2000-2003) in elf europäischen Staaten vorgegeben wurde, eine Zustimmungsrate, die von lediglich 5 % in den Niederlanden über 32 % in (West-)Deutschland bis zu 68 % in Zypern reicht. Mit der jeweiligen Zustimmung einher geht auch die Einstellung hinsichtlich des gesellschaftlichen Anspruchs: Während in Belgien nur 6,4 % befinden, „It is your duty towards society to have children“, sind in Zypern 59 % davon überzeugt. Auch hier liegt (West-)Deutschland mit etwas über 39 % dazwischen (Fokkema und Esveldt 2008).

Für die traditionelle Sichtweise von Elternschaft scheint es symptomatisch, dass die Fragestellungen, ob Kinder für ein erfülltes Leben notwendig seien, in älteren Surveys ausschließlich im Hinblick auf Frauen formuliert wurde (Hansen 2012). Internationale Vergleichsstudien, etwa im Rahmen des World Values Surveys (WVS) stellten ebenfalls eine extreme Spannweite der Zustimmung fest, die von maximal 20 % etwa in den nordischen Ländern, den USA und Großbritannien bis zu nahezu 100 % in Osteuropa, Asien und Afrika reichte. Sind beide Geschlechter eingeschlossen, so ergibt sich in Bezug auf Männer eine um 5-20 % niedrigere Zustimmungsrate (vgl. Inglehart et al. 2011). Dies entspricht zum Teil auch den Ergebnissen von Schuster et al. (2009) auf Basis der österreichischen Gender and Generations Programme (GGP), allerdings auf deutlich niedrigerem Niveau: 23 % der befragten Frauen gaben an, Kinder seien für ein erfülltes Leben von Frauen wichtig, jedoch nur 18 % stimmten der Aussage zu, dass dies ebenso für Männer gelte. Bei den Männern liegt die Zustimmungsrate mit 28 % etwas höher, bezieht sich jedoch auf beide Geschlechter gleichermaßen.

Über alle untersuchten Länder hinweg zeigen sich einige wesentliche Gemeinsamkeiten in Bezug auf die kollektiven Einstellungen zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben (vgl. Hansen 2012): Erstens ist in nahezu allen Ländern die Zustimmung zu den entsprechenden Fragen (z.B. Kinder sind für ein erfülltes Leben notwendig) umso geringer, je jünger und besser gebildet die befragten Personen sind. Zweitens bestehen nur geringe Unterschiede in den Einstellungen zwischen Männern und Frauen, lediglich in den reicheren OECD-Ländern liegt die (jedoch insgesamt niedrige) Zustimmung der Männer über jener der Frauen. Drittens ist die Überzeugung, dass Kinder zu einem erfüllten Leben notwendig sind, in sehr vielen Ländern stark im Sinken begriffen (vgl. z.B. Inglehart et al. 2011). So fiel die Zustimmungsrate hinsichtlich der Frage, Kinder seien für ein erfülltes Leben von Frauen notwendig, in Tschechien zwischen 1990 und 2000 von 87 % auf 44 %. Umgekehrt findet auch die Einstellung, kinderlose Personen würden ein leeres und freudloses Leben führen, immer weniger Zustimmung. In Amerika etwa stimmten um die Jahrtausendwende weniger als 25 % dieser Ansicht

zu, zwei Dekaden zuvor waren es noch 50 % gewesen. Auch in Österreich weisen Analysen der European Value Study (EVS) auf einen Generationenwandel hin (Berghammer und Schmidt 2019): So schätzen ältere Personen Kinder als deutlich wichtiger für eine Ehe oder Partnerschaft ein (2018: 61–65 %) als Personen der jüngsten Altersgruppe (2018: 47 %). Außerdem stimmen jüngere Generationen der Aussage, dass Frauen vor allem ein Heim und Kinder wollen, deutlich seltener (voll und ganz) zu als ältere Generationen. Die Ergebnisse veranschaulichen auch, dass sich Einstellungen über den Lebenslauf hinweg verändern und dass diese Änderung sich in verschiedenen Generationen in ähnlicher Weise vollzieht. Zwischen 1999 und 2018 sank die Zustimmung in den älteren Generationen um 10 bis 13 Prozentpunkte. Diese Studien deuten alle darauf hin, dass es in den letzten Jahrzehnten zu einem fundamentalen gesellschaftlichen Wandel im Hinblick auf die Einschätzung der Bedeutung von (eigenen) Kindern gekommen ist, der der Pluralisierung von Lebensläufen und -entwürfen zunehmend Rechnung trägt.

Bei der Entscheidung für oder gegen Kinder, aber auch in Bezug auf das Wohlbefinden von Eltern (im Vergleich zu kinderlosen Personen) spielen diese kulturell geprägten Einstellungen eine zentrale Rolle. Die Forschungsliteratur zu Kinderwunsch und Elternschaft – und insbesondere zur Mutterschaft – beinhaltet zahlreiche Hinweise darauf. Auffallend ist dabei, dass vor allem Theorien zu negativen Aspekten von Elternschaft einen starken Bezug zu den gesellschaftlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen aufweisen. So konzeptualisieren bspw. materialistisch und feministisch geprägte Theorien eigene Kinder primär als ökonomische Belastungsfaktoren und Einschränkung für Lohnarbeiter/innen, wohingegen Rollentheorien vor allem auf Rollenkonflikte und Vereinbarkeitsproblematiken hinweisen (vgl. Riederer 2018, S. 17). Auf den Zusammenhang zwischen kulturell geprägten sozialen Normen und subjektivem Wohlbefinden verweisen ebenfalls zahlreiche Studien: Väter und Mütter weisen dann ein höheres Maß an Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit auf, wenn ihr Verhalten und ihre Einstellungen in Einklang mit vorherrschenden sozialen Normen sind und sie sich nicht Herausforderungen stellen müssen, die non-normatives Verhalten und das „Schwimmen gegen den Strom“ erfordern (Suppes 2020; Evertsson und Grunow 2019; Schmidt et al. 2019; Schröder 2018).

Der Kinderwunsch und dessen Realisierung wird auch stark vom wohlfahrtsstaatlichen Kontext und von politischen Rahmenbedingungen beeinflusst. So lieferte etwa die ländervergleichende Studie von Beaujouan und Berghammer (2019) Erklärungen für den länderspezifischen „Gap“ zwischen Kinderwunsch und den tatsächlichen Geburtenraten in 19 verschiedenen europäischen Ländern sowie den USA. In Ländern, wo eine normativ hohe Kinderzahl instabilen Arbeitsmarktbedingungen und schlechten Vereinbarkeitsmöglichkeiten gegenübersteht (bspw. in südeuropäischen Ländern), besteht eine besonders große Differenz zwischen individuellem Wunsch und demografischer Wirklichkeit. Dies resultiert in einer hohen Intention, (mehrere) Kinder zu bekommen und einer vergleichsweise niedrigen Geburtenrate.

Der „Gap“ alleine sagt jedoch nicht unbedingt etwas über die politischen Rahmenbedingungen aus, unter denen Elternschaft (insbesondere Mutterschaft) erleichtert oder erschwert wird – eine geringe Diskrepanz zwischen gewünschter und realisierter Geburtenzahl kann auf sehr unterschiedliche Mechanismen zurückzuführen sein. Der Grund, warum der Gap in Deutschland und Österreich geringer ist als in Südeuropa, wird etwa auf die Tatsache zurückgeführt,

dass eine verhältnismäßig niedrige Geburtenrate auch mit einem vergleichsweise wenig ausgeprägten Kinderwunsch (im Hinblick auf die ideale Kinderzahl) einhergeht (Beaujouan und Berghammer 2019). Offen bleibt die Frage, welche Überlegungen hier im Vorfeld den Wunsch nach Kindern so stark beschränken, dass die antizipierten Nachteile – auch als „Opportunitätskosten“ bezeichnet (vgl. auch Suppes 2020) – von vielen stärker gewichtet werden als die antizipierten Vorteile. In einer Befragung in Italien gaben kinderlose Frauen zwar überwiegend (zu fast 70 %) an, dass auch großzügige familienpolitische Maßnahmen (wie beispielsweise drei Jahre Karenz bei voller Bezahlung) nichts an ihrer Entscheidung geändert hätten, allerdings spielte das dahinterstehende Motiv für die Kinderlosigkeit eine wesentliche Rolle. Während familienpolitische Maßnahmen von Personen, deren Entscheidung auf einer instabilen Partnerschaft, fortgeschrittenem Alter oder Karrieregründen beruht, als irrelevant eingeschätzt wurden, hätte sich fast die Hälfte der Frauen, die direkte oder indirekte Kosten sowie Zeitmangel, um ein Kind aufzuziehen, als Begründung angegeben hatte, durch familienpolitische Maßnahmen möglicherweise umstimmen lassen (Tanturri und Mencarini 2008).

Vergleicht man die Lebenszufriedenheit von Müttern über verschiedene Länder hinweg, zeigen sich ebenfalls markante Unterschiede je nach politischen Rahmenbedingungen. So weisen beispielsweise in Norwegen Mütter fast während des gesamten Beobachtungszeitraums höhere Werte in der Lebenszufriedenheit auf als kinderlose Frauen (Hansen et al. 2009). In Deutschland hingegen verhielt es sich während des gesamten Beobachtungszeitraums umgekehrt. Dies wirft die Frage auf, ob Mutterschaft in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten mit deutlich höheren Nachteilen und Kosten verbunden war als in Norwegen, wo sich eine jahrzehntelange aktive Gleichstellungspolitik bereits in den sozialen Normen widerspiegelt und eine Vereinbarkeit von Mutterschaft und anderen Lebensbereichen somit schon wesentlich früher und in viel größerem Ausmaß gegeben war. Auch die Tatsache, dass in der norwegischen Studie keine bzw. eher positive Effekte von Mutterschaft auf das emotional-affektive Wohlbefinden feststellbar waren, stützt die Hypothese, dass die politischen Rahmenbedingungen Gefühle von Belastung und Überforderung im Zusammenhang mit der Kindererziehung und -betreuung reduzieren können (Hansen et al. 2009, S. 355).

In Bezug auf die Lebenszufriedenheit von Vätern konnte die deutsche Studie darüber hinaus aber auch nachweisen, dass die Zurückweisung geschlechtsbezogener Elternschaftsnormen mit einer vermehrten Lebenszufriedenheit beim Übergang zur Vaterschaft einhergeht (Preisner et al. 2020). Ein Indiz dafür, dass dies nicht lediglich als kurzfristiger Effekt in Erscheinung tritt, der sich in den Monaten und Jahren nach der Geburt im Familienalltag wieder abschwächt, liefert die Untersuchung von Kapella und Rille-Pfeiffer (2011). Die in der Studie als „mutige“ Väter klassifizierten Männer, welche längerfristige Veränderungen ihres Erwerbsverhaltens (z.B. eine längere Karenz) anlässlich der Geburt ihres Kindes vorgenommen hatten, erwiesen sich als deutlich zufriedener mit ihrem Job, ihrem Einkommen und ihrem Leben im Allgemeinen. Sie beteiligten sich auch nach ihrer Karenzzeit in deutlich höherem Maße an der Familienarbeit als Väter, die keine weitreichenden Veränderungen vorgenommen hatten. Reimer und Pfau-Effinger (2020, S. 21) leiten daraus einen möglichen „shift in identity from breadwinner role to a responsible caregiver role“ ab, der sinnstiftend wirkt und in weiterer Folge auch in einer höheren allgemeinen Lebenszufriedenheit resultiert.

In Zentral- und Osteuropa wiederum stellt die Zwei-Kind-Familie auf der einen Seite die Norm dar, während Kinderlosigkeit grundsätzlich sehr negativ besetzt ist. Dementsprechend ist die

Zustimmung, Kinder seien für ein erfülltes Leben notwendig, sehr hoch (Hansen 2012). Auf der anderen Seite sind die politischen Rahmenbedingungen, um Kinder großzuziehen, in diesen Ländern aufgrund der insgesamt eher schlechten ökonomischen Situation und geringer wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung bezüglich Vereinbarkeit als eher schwierig einzuschätzen. Außerdem kommt es dort zu verhältnismäßig vielen ungeplanten Geburten (Beaujouan und Berghammer 2019, S. 529f). Auch wenn die Zahlen insgesamt nahelegen, dass es Familien (bzw. Frauen) in Zentral- und Osteuropa gut gelingt, ihre gewünschte Kinderzahl zu realisieren, kann bei genauerer Betrachtung die Vermutung geäußert werden, dass dies möglicherweise damit zu tun haben könnte, dass manche Frauen gerne mehr Kinder hätten, dies aber aufgrund der Rahmenbedingungen nicht verwirklichen können oder wollen, während andere einen „Kinderwunsch“ realisieren (müssen), den sie eigentlich gar nicht gehabt haben.

Ein weiteres Ergebnis, das die Bedeutung des wohlfahrtsstaatlichen und kulturellen Kontextes unterstreicht, ist der Umstand, dass in fast allen von Beaujouan und Berghammer (2019) untersuchten Ländern bei hoch gebildeten Frauen (bzw. jenen, die einer höheren sozialen Schicht angehören) der Unterschied zwischen gewünschter und realisierter Kinderzahl am größten ist und grundsätzlich ein Kinderwunsch wesentlich seltener überhaupt umgesetzt wird als beabsichtigt. Besonders stark trifft dies auf die südeuropäischen sowie die deutschsprachigen Länder zu, wobei auch hier historisch bedingte kulturelle Normen eine Rolle spielen. Krätschmer-Hahn (2012) konnte bspw. für Deutschland erhebliche Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern ermitteln. In Ostdeutschland, wo mütterliche Vollzeiterwerbstätigkeit in der Vergangenheit gesellschaftlich üblich und staatlich gefördert wurde, bleiben Frauen nicht nur generell seltener kinderlos, sondern übt auch die soziale Schicht der Frauen offensichtlich keinen Einfluss auf die Fertilität bzw. die generelle Entscheidung für oder gegen Kinder aus. Hervorzuheben ist auch die Tatsache, dass sich hoch und niedrig gebildete Frauen keineswegs grundsätzlich im Hinblick auf ihren Kinderwunsch unterscheiden, jedoch stärker danach streben, sich auch im Beruf zu verwirklichen. Beaujouan und Berghammer (2019, S. 531) gelangen daher zu einer eindeutigen Schlussfolgerung, “[that] if societies want to raise their birth rates, one pathway would be to enable highly educated women to have the children they intend to by fostering the combination of work–family for both mothers and fathers.”

Die Ausgestaltung des Wohlfahrtsstaates spielt also eine zentrale Rolle für die Realisierung von Kinderwünschen und die anschließende Lebenszufriedenheit, wobei die Betreuungsinfrastruktur den Dreh- und Angelpunkt darstellt (Riederer 2018). Der Zusammenhang zwischen der Kinderzahl und dem Wohlbefinden der Bürger/innen einer Nation ist umso positiver, je höher die Rate der Nutzung externer Kinderbetreuungseinrichtungen ist. Ein positiver Effekt auf das individuelle Wohlbefinden wird auch in Mehrebenenanalysen bestätigt. Dieser erwies sich in Studien umso positiver, je geringer die durchschnittliche Nutzung informeller Kinderbetreuung in einer Nation ist. Sozialtransfers wirkten sich dagegen nur bei bestimmten Gruppen (z.B. Alleinerziehende) auf das Wohlbefinden aus (Riederer 2018, S. 240). Auch nach der Wiedervereinigung Deutschlands sind die Unterschiede zwischen alten und neuen Bundesländern bspw. nach wie vor auf besseren infrastrukturellen Kinderbetreuungsmöglichkeiten in den ostdeutschen Bundesländern zurückzuführen, aber auch auf die im Vergleich zu westdeutschen Bundesländern höhere gesellschaftliche Anerkennung erwerbstätiger Mütter sowie die stärkere partnerschaftliche Unterstützung durch ostdeutsche Männer (Krätschmer-Hahn 2012).

4.3 Inter-aktionale Ebene des Kinderwunsches: Gemeinsame Kinder – nein oder ja? Und wenn ja: warum?

Auch wenn Lebensmodelle abseits der Elternschaft zunehmend Akzeptanz finden und Kinder von einer wachsenden Zahl an Menschen nicht mehr grundsätzlich als Voraussetzung für ein erfülltes Leben erachtet werden, stellt die gewollte Kinderlosigkeit Studien zufolge dennoch nach wie vor die Ausnahme dar. Kinderlosigkeit tritt jedoch zumeist nicht als bewusste rationale Entscheidung in Erscheinung, sondern ist vielmehr als Folge biographischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu verstehen (Correll 2010, S. 32) und erwächst demnach zumeist aus dem Verschieben auf einen späteren, oft unbestimmten Zeitpunkt (Hansen 2012). Wissenschaftliche Erklärungsansätze für Kinderlosigkeit umfassen im Wesentlichen die folgenden Einflussfaktoren (vgl. Correll 2010, S. 49ff): die Herkunftsfamilie und emotional-affektive Gründe, Partnerschaften und individuelle Entwicklung, ökonomische Motive, der kulturelle Wandel bezüglich Familie und Kindern sowie der Wandel des Geschlechterverhältnisses (Mutterschaftsvorstellungen, weibliche Karriereorientierung und Vereinbarkeit von Beruf und Familie).

Im Rahmen der österreichischen GGP-Erhebung sprachen sich 8% der Frauen und 9% der Männer im fortpflanzungsfähigen Alter grundsätzlich gegen eigene Kinder aus (Sobotka und Buber 2009; Buber-Ennser et al. 2013). Ähnlich dazu gaben in einer britischen Studie 11 % der Befragten aus der Altersgruppe der 20- bis 29-Jährigen und 9% der 30- bis 39-Jährigen an, keine Kinder zu wollen (Stanley et al. 2003). Allerdings beginnen sich in Bezug auf den persönlichen Kinderwunsch Veränderungen abzuzeichnen, die auf eine zunehmende Zahl an gewollt kinderlosen Frauen schließen lassen. So wurden etwa 1996 auf Basis des Fertility and Family Surveys lediglich 1,5 % der italienischen Frauen als freiwillig kinderlos eingeschätzt. Im Rahmen einer Eurobarometer-Studie aus dem Jahr 2001 gaben aber bereits 6 % der Italienerinnen „Null“ als ideale Kinderzahl an (Goldstein et al. 2003). Tanturri und Mencarini (2008) befragten im Rahmen einer quantitativen Erhebung kinderlose Frauen (n=859, 40-44 Jahre) nach den konkreten Gründen bzw. Motiven für ihre generelle Entscheidung gegen Kinder bzw. gegebenenfalls die Entscheidung, den Kinderwunsch aufzuschieben. Jene, die sich bewusst gegen Kinder entschieden hatten, gaben vor allem an, sich aus Zeitgründen nicht ausreichend um ein Kind kümmern zu können (35,1 %), dass die Partnerschaft nicht ausreichend stabil (gewesen) sei (34,3 %) sowie dass zu viele Dinge dafür hätten geopfert werden müssen (30,2 %). Die „Verschieberinnen“ gaben mit deutlichem Abstand als Hauptgrund an, mit ihrem Partner eine Zeitlang ohne Kinder leben zu wollen (63,9 %). Als weiterer relevanter Grund wurde ebenfalls der Umstand genannt, dem Kind nicht die erforderliche Zeit widmen zu können (22,6 %).

Eine Reihe von Studien verweist darauf, dass der Umstand der Kinderlosigkeit mit einem gewissen Stigma behaftet ist (Donath 2015; Hansen 2012). Dabei verletzen insbesondere freiwillig kinderlose Frauen die Vorgaben eines „normalen“ Lebenslaufs (Baumgarten et al. 2020, S. 31). Hansen (2012) identifiziert vor allem zwei Stereotype, die für die Wahrnehmung kinderloser Personen prägend sind – einerseits die Zuschreibung, ein leeres und unglückliches Leben zu führen, andererseits der Vorwurf, Verpflichtungen und Verantwortung zu scheuen und das eigene Vergnügen und/oder das berufliche Fortkommen über die Sorge für Kinder zu stellen. Während der einen Gruppe somit pauschal unterstellt wird, unter ihrer Kinderlosigkeit,

welche konsequenterweise unfreiwillig sein muss, zu leiden¹, wird die andere Gruppe als überdurchschnittlich zufrieden, aber auch vergnügungssüchtig eingeschätzt (vgl. z.B. Stanley et al. Stanley et al. 2003). Diese Wahrnehmungen sind unter Männern jedoch stärker verbreitet als unter Frauen und seit den 1970er-Jahren in westlichen Ländern recht konstant (Chancey und Dumais 2009; Gotlib 2016).

Im Regelfall handelt es sich bei der Entscheidung für ein Kind um eine Paarentscheidung, die auch einen mehr oder weniger intensiven Aushandlungsprozess etwa im Hinblick auf den Zeitpunkt der Schwangerschaft sowie die neu zu gestaltende Aufgabenverteilung einschließt. Was die Umsetzung des Kinderwunsches betrifft, besitzen Frauen in heterosexuellen Partnerschaften dabei zumeist die größere Handlungsmächtigkeit, was sich beispielsweise darin äußert, dass Frauen dies häufiger und aktiver in der Partnerschaft diskutieren und es punkto Verhütung „darauf ankommen lassen“ (können), während Männer sich tendenziell unentschlossener verhalten und die Entscheidung eher als Konsens darstellen („wir haben die Pille abgesetzt“) (Baumgarten et al. 2020; Cornelißen et al. 2017; Sardadvar 2010; Helfferich und Kruse 2006).

Während Menschen als soziale Wesen zwar grundsätzlich ein Bedürfnis nach Bindungen und dem Gefühl der Zugehörigkeit haben und davon profitieren, handelt es sich bei der Bindung zu Kindern um eine besondere Form der Beziehung. Diese Art der Bindung in einer Eltern-Kind-Beziehung kann zum einen nicht gänzlich durch andere Bindungen substituiert werden (vgl. z.B. Huinink 1995), und ist zum anderen durch eine „authentische, auf Dauer angelegte Zuwendung“ charakterisiert, welche das Entwickeln und Erleben der personalen Identität ermöglicht (Nauck 2001, S. 415). Die Entwicklung einer sozialen Identität kann durch die Elternschaft gefördert werden und so zum Wohlbefinden beitragen. Außerdem sind Kinder notwendig, um den Fortbestand der Gesellschaft bzw. der Menschheit als solche zu sichern. Die Anerkennung dieser Leistung durch die Gesellschaft kann dazu beitragen, Eltern Zufriedenheit und Sinn zu vermitteln.

Zu berücksichtigen ist bei dieser Diskussion der Umstand, dass Kinder und die Beziehung zu ihnen nicht in jedem Fall, zu jedem Zeitpunkt und in jeder Hinsicht das persönliche Wohlbefinden fördern. Einen wichtigen Aspekt stellt in diesem Zusammenhang die Differenzierung zwischen kognitivem und emotional-affektivem, hedonistischem Wohlbefinden dar. Das kognitive oder auch eudämonistische Wohlbefinden erwächst aus der Erreichung eines Lebensziels, der Befriedigung eines fundamentalen Bedürfnisses (z.B. nach Bindung) und der Verwirklichung von Potenzialen und Möglichkeiten als Ausdruck der Persönlichkeit. Es spiegelt somit eine langfristige, übergeordnete Perspektive wider. Demgegenüber stellt das emotional-affektive Wohlbefinden auf den unmittelbaren Lustgewinn ab, der aus einer Sache erwächst und sich beispielsweise in dem Empfinden von Freude, Ärger oder Langweile äußert.

In der Glücksforschung werden diese beiden Aspekte als „Grow“ und „Flow“ bezeichnet (vgl. Enste 2020). Während der mit Kindern verbundene Grow-Aspekt fast ausschließlich positiv erlebt wird, stellt sich die Situation hinsichtlich des Flow-Aspekts differenzierter dar. In einer

¹ Damit soll jedoch nicht die Tatsache geleugnet werden, dass ungewollte Kinderlosigkeit durchaus einen extremen Belastungsfaktor darstellt und viele kinderlose Paare große Anstrengungen unternehmen, ihren Kinderwunsch mittels künstlicher Befruchtung oder Adoption doch noch zu erfüllen.

Untersuchung von Nelson et al. (2013) mittels der sogenannten Erlebnisstichproben-Methode² berichteten Eltern über deutlich mehr positive Emotionen und bedeutungsvolle Momente im Alltag als Kinderlose. Auf der anderen Seite konnte etwa Kahneman et al. (2004) anhand der sogenannten Tagesrekonstruktionsmethode feststellen, dass die Befragten in der konkreten Interaktion mit ihren Kindern vergleichsweise geringe Zufriedenheitswerte angaben bzw. bei anderen Aktivitäten (wie essen, Sport betreiben oder einkaufen) und sozialen Begegnungen (Partner/in, Freund/innen) mehr Zufriedenheit empfanden. Dies beschreibt sehr gut die Lebensrealität von Eltern, die gerade während der intensiven ersten beiden Lebensjahren einer Reihe von herausfordernden Situationen ausgesetzt sind, die immer wieder von beglückenden Momenten durchbrochen werden. Unabhängig von den Anstrengungen, die beispielsweise der hohen Betreuungsintensität im Kleinkindalter oder den Autonomiebestrebungen des Kindes im Trotzalter oder in der Pubertät geschuldet sind, ist Elternschaft aber auch mit Belastungen und Wettbewerbsnachteilen gegenüber Kinderlosen verbunden. Eltern sind darüber hinaus mit hohen und zum Teil widersprüchlichen Erwartungen konfrontiert, die die Gesellschaft an Eltern stellt, die sie aber zumeist auch verinnerlicht haben und die sich unter anderem in persönlichen Bedürfnissen und Wünschen widerspiegeln können.

4.4 Intra-aktionale Ebene des Kinderwunsches: Individuelle Wünsche und Lebenszufriedenheit von Frauen und Männern

Mutterschaft und Vaterschaft sind mit zum Teil recht unterschiedlichen individuellen und auch gesellschaftlichen Erwartungen, Identitätskonzepten und Implikationen für das eigene Leben verknüpft. Daher ist es auch wenig verwunderlich, dass sich Männer und Frauen auch hinsichtlich ihres persönlichen Zugangs im Hinblick auf einen Kinderwunsch unterscheiden. Ein wesentlicher Unterschied, der von Baumgarten et al. (2020) herausgearbeitet wurde, ist der Umstand, dass sich ein Kinderwunsch bei Männern oft erst im Rahmen einer Partnerschaft manifestiert und eher dem Wunsch nach einer Familien(gründung) entspricht. Bei Frauen ist dieser Kinderwunsch zumeist „schon vorher“, unabhängig von Rahmenbedingungen wie einer bestehenden Partnerschaft vorhanden und ist wesentlich stärker auf das Kind selbst und die Beziehung zu diesem ausgerichtet. Strenggenommen kann somit bei Männern durchaus der Wunsch nach einer Familie, aber nicht unbedingt im Sinne eines ausdrücklichen Kinderwunsches bestehen. Ein explizit vorhandener Kinderwunsch auf Seiten des Mannes erleichtert jedoch die Integration von Vaterschaft in das eigene Männlichkeitskonzept deutlich (Baumgarten et al. 2020, S. 30). Als förderlich für die Herausbildung eines Kinderwunsches können dabei insbesondere positive Erfahrungen in der Herkunftsfamilie ausgemacht werden.

Geschlechtsunterschiede sind auch in Bezug auf die Gründe und Ursachen für Kinderlosigkeit feststellbar, welche sich für Frauen deutlich komplexer gestalten. Bei Männern ist vor allem das Fehlen einer Partnerin ausschlaggebend, aber auch Anforderungen im Zusammenhang mit dem Erfüllen der klassischen Ernährerrolle sind dabei von Relevanz. So haben Männer mit hohem Einkommen und/oder hohem beruflichen Status statistisch gesehen größere Chancen, eine Partnerin zu finden und eine Familie zu gründen als Männer mit niedrigem Erwerbstatus (Baumgarten 2020, S. 29).

² Dabei wurden die Emotionen von Eltern und von kinderlosen Personen in ihrem täglichen Leben verglichen

Gründe für Kinder sind im Allgemeinen meist als sehr positiv konnotierte Motive gefasst, also in Verbindung mit subjektiven Wertvorstellungen, zum Beispiel bei Beck und Beck-Gernsheim (1990, S. 138f): (1) die „Rettung“ einer nicht zufriedenstellenden Ehe; (2) das Erfüllen von Aufstiegsmöglichkeiten, die den Eltern versagt geblieben sind; (3) die Erfüllung des Wunsches nach Sinn und Verankerung; (4) das Einlösen eines Glücksanspruchs, der in der Lust auf Beziehung begründet ist. Riederer (2018) erkennt hier Faktoren, die eng mit dem individuellen Wohlbefinden verbunden sind. Es geht um den emotionalen Nutzen und um Sinnstiftung, um Beziehungszufriedenheit, Lebenszufriedenheit und Glück.

Auch zum Zusammenhang zwischen Elternschaft und individuellem Wohlbefinden und Glückserleben geht die Mehrzahl der wissenschaftlichen Ansätze von überwiegend positiven Auswirkungen aus. Dazu zählen etwa evolutionsbiologische Zugänge wie naturalistische Verhaltenstheorien, denen zufolge mütterliche bzw. elterliche Fürsorge zum angeborenen Verhaltensrepertoire des Menschen (wie auch zahlreicher anderer Lebewesen) zählt. Diese dient, basierend auf intensiven Gefühlen von emotionaler Verbundenheit und damit einhergehendem Wohlbefinden, schlichtweg der Arterhaltung (vgl. z.B. Eibl-Eibesfeldt 2004). Insbesondere Erklärungsansätze aus den Bereichen der Bedürfnistheorie, Entwicklungspsychologie und Emotionssoziologie untermauern die positiven Auswirkungen von Elternschaft auf das subjektive Wohlbefinden. Hoffman und Hoffman (1973) entwickelten das Konzept des „Value of Children“, welches auf die verschiedenen individuellen Bedürfnisse rekurriert, die durch die Elternschaft bzw. durch (eigene) Kinder befriedigt werden. In einer Reihe von empirischen Untersuchungen konnte nachgewiesen werden, dass insbesondere Bedürfnisse nach Zuneigung und Bindung, nach neuen Erfahrungen sowie nach einer Weiterentwicklung der persönlichen und sozialen Identität eine wichtige Rolle spielen (vgl. Riederer 2018, S. 44f).

Doch auch was die Bedeutung für Kinder und die Auswirkungen von Elternschaft auf das eigene Wohlbefinden betrifft, finden sich Unterschiede zwischen Männern und Frauen. In einer Befragung von 1500 britischen Eltern (Stanley et al. 2003) gaben wesentlich mehr Mütter als Väter auf die Frage „Was macht Sie in Ihrem Leben am meisten glücklich?“ die Antwort „meine Kinder“ (66 versus 41 Prozent). Männer führten etwas häufiger als Frauen die Beziehung zu Familie und Freunden und die Erwerbstätigkeit, sowie deutlich häufiger Freizeitaktivitäten wie Sport als „Glücksquelle“ an (ein Drittel gegenüber 11 Prozent der Mütter). Eine weitere interessante Differenz ergab sich darüber hinaus in Bezug auf die Einschätzung der negativen Aspekte von Elternschaft. Während Männer eher die Herausforderungen im Erziehungsalltag in den Vordergrund stellten, bezogen sich Frauen auf eine viel breiter gestreute Palette an negativen Implikationen, die sich unter anderem auf Konflikte zwischen verschiedenen Zielen und Bedürfnissen und im weitesten Sinne auf die Vereinbarkeitsproblematik bezogen, aber etwa auch auf die Art und Weise, wie sie von anderen als Mütter wahrgenommen werden. Dass Elternschaft für Mütter mit weitreichenderen Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit und das (subjektive) Wohlbefinden verbunden sein kann, zeigen auch die Studien von Preisner et al. (2020) und Hansen et al. (2009). Während sich im Hinblick auf die Lebenszufriedenheit zwischen Vätern und Nicht-Vätern kaum signifikante Unterschiede zeigten, waren die Unterschiede im Wohlbefinden zwischen Müttern und kinderlosen Frauen differenzierter. Zum einen ergaben sich diesbezüglich länderspezifische Unterschiede (vgl. Kapitel 4.2), zum anderen zeigten sich Unterschiede im kognitiven („Grow“) und emotional-affektiven Wohlbefinden („Flow“) (vgl. Kapitel 4.3). Die Unterschiede zwischen Müttern und kinderlosen Frauen, die

sowohl Preisner et al. (2020) als auch Hansen et al. (2009) – wenn auch gegengleich – nachweisen, sind auch in der längerfristigen Entwicklung des mentalen und gesundheitlichen Wohlbefindens zu erkennen. So zeigt die Analyse von Giesselmann (2018) ebenfalls auf Basis des deutschen sozioökonomischen Panels, dass es sowohl unter Müttern als auch unter kinderlosen Frauen im Laufe der Jahre – vor allem auch altersbedingt – zu einer Verschlechterung des Wohlbefindens kam, diese jedoch bei den Müttern ausgeprägter verläuft, was auf einen direkten Effekt der Mutterschaft zurückgeführt werden kann.

Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass Kinder von einem großen Teil der Menschen als wichtige Quelle von Glück angesehen werden (siehe z.B. Frey und Stutzer 2002; Riederer 2018). Dennoch wird die tatsächliche Bedeutung von Kindern für das Wohlbefinden in der Glücksforschung generell als gering eingeschätzt. Es existieren verschiedene sozialwissenschaftliche Theorien, die einen Zusammenhang zwischen Kindern und dem persönlichen Wohlbefinden und Glückserleben postulieren und damit auch bereits wesentliche Gründe für die Entscheidung für oder gegen ein Kind vorwegnehmen. Einzelne theoretische Erklärungsansätze beleuchten für sich betrachtet zwar jeweils spezifische Mechanismen (z.B. emotionale oder soziale Bedürfnisse oder verschiedene Kontextbedingungen), die einen Kinderwunsch befördern und zu dessen Verwirklichung aber auch zu positiven oder negativen Effekten auf das Wohlbefinden von Eltern führen, die Variation der einzelnen Effekte vermögen sie jedoch nicht zu erklären. Erforderlich ist vielmehr eine umfassende Berücksichtigung des mikro- und makrosozialen Kontextes, der in Wechselwirkungen mit individuellen Vorstellungen, Hoffnungen und Befürchtungen steht (vgl. Riederer 2018; Lüscher und Bronfenbrenner 1981).

Riederer (2018) unterscheidet hierbei im Speziellen zwischen (1.) der Ebene des wohlfahrtsstaatlichen und kulturellen Kontextes und fasst darunter familienpolitische Maßnahmen aber auch gesellschaftliche Ansichten zur Relevanz von Kindern sowie tradierte Geschlechterrollen; (2.) der Familien- bzw. Paarebene, z.B. die Beziehungsqualität oder Aufteilung der Haus- und Erwerbsarbeit, aber auch die soziale Einbettung außerhalb der Familie; und (3.) der individuellen Ebene, also insbesondere Aspekte wie persönlich vertretene Werte und Einstellungen, Geschlecht, Alter/Lebensphase, oder Einkommen.

Erst das komplexe Zusammenspiel aller drei Ebenen bestimmt letztendlich darüber, ob sich ein Kinderwunsch entwickelt, ob und in welcher Form dieser verwirklicht wird und in welchem Ausmaß und in welche Richtung die Existenz von Kindern die Lebenszufriedenheit und das Wohlbefinden der Mutter oder des Vaters beeinflusst. So sind es eben diese individuellen und kontextuellen Faktoren in ihren unterschiedlichen Facetten, die nicht nur das Wohlbefinden mit bzw. ohne Kinder/n konstituieren, sondern die auch ausschlaggebend für einen Wunsch nach und die Entscheidung für oder gegen ein Kind sind (vgl. z.B. Graham 2015; Hansen et al. 2009). Damit Kinder wesentlich zum Lebensglück beitragen, muss der Kinderwunsch demnach in der Partnerschaft von beiden Partnern geteilt werden, sowie in Übereinstimmung mit anderen individuellen Lebenszielen und der individuellen Situiertheit gebracht werden; Faktoren, die neben kulturellen, sozialen und politischen Faktoren eine ebenso wichtige Rolle für die Verwirklichung des Kinderwunsches sowie das damit zusammenhängende Wohlbefinden und Glücksempfinden spielen (Leinmüller 2014).

5 Methodische Umsetzung und Datenbasis

Um die Bedeutung eigener Kindern für ein erfülltes Leben zu erfassen, wurde eine methodische Herangehensweise gewählt, die es den Studienteilnehmer/innen erlaubte, sich den Vorstellungen zur Lebenszufriedenheit und zum Lebensglück sehr allgemein und offen anzunähern. Uns Forscherinnen erlaubte diese Vorgehensweise, die unterschiedlichen Dimensionen davon zu rekonstruieren sowie die Bedeutung eigener Kinder sowohl auf kollektiver als auch auf individueller Ebene zu erfassen. Hätten wir, im Gegensatz dazu, die Teilnehmer/innen gezielt nach der Bedeutung gefragt, ihnen also direkt unsere eigentliche Forschungsfrage gestellt, hätten wir viel eher Alltagstheorien dazu, eine bewusste Reflexion und sozial adäquate Argumentation zur Forschungsfrage erhalten. Dies entspricht aber nicht dem Interesse qualitativer Sozialforschung, die vielmehr danach trachtet, Selbstverständlichkeiten und latente Handlungsorientierungen in den möglichst ergebnisoffen erhobenen Daten zu rekonstruieren (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014).

Außerdem war zur Beantwortung der Forschungsfragen die Triangulation unterschiedlicher Methoden und Datensorten erforderlich (Flick 2011). Da zum einen kollektives Wissen und soziale Normen und Wertvorstellungen im Fokus des Forschungsinteresses standen, wurden Gruppendiskussionen durchgeführt. Zum anderen waren die Perspektiven und Wertvorstellungen konkreter Individuen und die Relevanz sozialer Normen für individuelle Lebensgestaltung von Interesse, weshalb die Gruppendiskussionen mit Daten aus lebensgeschichtlichen Interviews trianguliert wurden.

5.1 Gruppendiskussionen

Diskussionen in Gruppen als Erhebungsmethode sind für die vorliegende Studie und Forschungsfrage geeignet, weil der Gegenstand der Erhebung, nämlich selbstverständlich geltende und geteilte Leitvorstellungen und Wissensbestände, ein Produkt kollektiver Orientierungen und normativer Erwartungen sind. Die Gruppe repräsentiert und aktualisiert diese, indem sie in der Interaktion, im gegenseitigen Austausch und in der Diskussion auf kollektiv geteilte soziale Normen und Sinnstrukturen zurückgreift und diese auf diese Weise zu Tage treten. Dies ist vor allem dann möglich, wenn die Gruppe einen sie verbindenden, also „konjunktiven“ Erfahrungsraum teilt (Mannheim 1980). Im Fall der vorliegenden Studie ist das entweder die gemeinsame Erfahrung als Mann oder Frau oder die gemeinsame Erfahrung eines bestimmten Familienstatus (ohne/mit Kindern). Zumindest aber ist den Teilnehmer/innen die Erfahrung gemein, in einer Familie in Österreich aufgewachsen zu sein oder zu leben. Die für eine Gruppendiskussion ausgewählten Akteur/innen verfügen also über einen gemeinsam geteilten Erfahrungsraum und teilen somit – so die theoretische Ausgangsannahme – bestimmte kollektive Orientierungsmuster (Bohnsack 2005, 2014a), über die sie sich in einer gemeinsamen Diskussion austauschen können und denen eine Stimme gegeben wird. In der jeweiligen Gruppendiskussion werden also Daten generiert, die den gemeinsamen Erfahrungshintergrund dieser Akteur/innen betreffen (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014; Bohnsack 2005) und deren jeweilige Relevanzsetzungen selbst in den Mittelpunkt stellen. Die Gruppe definiert sich demnach weniger über gemeinsam gemachte Erlebnisse und Erfahrungen als über die geteilte jeweilige Betroffenheit zu der Thematik.

5.2 Lebensgeschichtliches Interview

Zur Erfassung der individuellen Sichtweisen auf Lebensgestaltung und individueller Vorstellungen von Lebenszufriedenheit wurde das lebensgeschichtliche Interview nach Fritz Schütze (Schütze 1983; Rosenthal 2008, S. 138) eingesetzt. Dieses eignet sich dazu, Erzählungen zu evozieren und aufrechtzuerhalten. Die Grundstruktur und der Ablauf des Interviews orientieren sich gänzlich am Relevanzsystem der interviewten Personen und nicht – wie etwa bei einem Leitfaden-Interview üblich – an von der Forscherin vorab festgelegten Kategorien und Themen. Trotzdem können der durch die Fragestellung festgelegte, biographisch relevante Themenbereich sowie die Fallebene der einzelnen Biographie erfasst werden. Schütze plädierte dafür, unabhängig vom thematischen Schwerpunkt der empirischen Untersuchung, die Interviewpartner/innen zunächst zur Erzählung der gesamten Lebensgeschichte aufzufordern, um daran anschließend in der Nachfragephase einzelne Lebensbereiche oder –phasen thematisieren zu können. Zentraler Bestandteil dieser Interviewform sind Erzählungen, die, im Gegensatz zu Beschreibungen, Berichten und Argumentationen, Zugang schaffen zu Erlebnissen und Handlungen im Leben der befragten Personen.

Eine sehr offene Form der Erzählaufforderung soll dazu führen, dass der/die Interviewpartner/in beginnt, seine/ihre Lebensgeschichte zu erzählen, mit einem Fokus auf die Ziele und Visionen im Leben. Der Vorteil der möglichst offenen Erzählaufforderung liegt in der Möglichkeit für die Interviewten, auch andere biographische Stränge in die Erzählung mit einzubauen (Rosenthal 2008). Stockt die Erzählung, wird zunächst dem/der Interviewpartner/in die Zeit gelassen, die er/sie benötigt, um seine/ihre Erinnerungen zu mobilisieren, bzw. werden weitere erzählgenerierende Fragen gestellt, die jedoch den Erinnerungsprozess nicht thematisch einengen oder lenken. In den Interviews dienten Fragen wie „Wie ging es dann weiter?“ oder „An was können Sie sich sonst noch erinnern?“ oder „Was oder wer gehört noch zu Ihrer Lebensgeschichte?“ dazu, weitere Erzählungen in Gang zu setzen.

Nach der Phase der Haupterzählung werden Themenbereiche angesprochen, die vom Interviewpartner/von der Interviewpartnerin thematisiert wurden. Auch in dieser sogenannten internen Nachfragephase (Rosenthal 2008, S. 143) dienen spezielle Fragetypen dazu, wiederum Erzählungen zu generieren, bspw. „Sie haben Ihre erste große Liebe erwähnt. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit? Können Sie mir davon erzählen?“ oder „Gibt es noch etwas Wichtiges, das Ihnen beim Nachdenken noch einfällt?“ (vgl. Breckner 1994). In einer externen Nachfragephase wird ein Themenbereich angesprochen, der als eine weitere Einstiegsfrage zu einer Erzählung zu werten ist. Hier wird der oder die Interviewte explizit gebeten, von ihrem oder seinem Kinderwunsch zu erzählen, sofern dieser noch gar nicht thematisiert wurde.

Da diese Interviewform durch große Offenheit in den Fragestellungen geprägt ist, steht den Interviewten immer ein Spektrum an Antwortmöglichkeiten zur Verfügung. Zu bedenken ist, dass aus dieser Offenheit oftmals eine Überforderung für den/die Interviewpartner/in resultiert, da eine solche Situation im Alltag kaum gegeben ist und er/sie die Erzählung maßgeblich selbst strukturieren muss/darf. Die/der Interviewer/in nimmt daher eine unterstützende, Neugier und Interesse vermittelnde Haltung ein (Lueger 2000, 194f), die dazu führt, dass nach einer ersten Phase der Irritation und Orientierung eine Phase der Haupterzählung einsetzt, die die Interviewpartner/innen sehr autonom gestalten. Die Zugzwänge des Erzählens (Schütze

1983; Rosenthal 2008, S. 141f) führen die Interviewpartner/innen einerseits dazu, die begonnene Geschichte zu Ende zu erzählen, und zwar so, dass sie für den/die Zuhörer/in nachvollziehbar wird (Gestalterschließungszwang). Des Weiteren bedarf es, um die Erzählung nachvollziehen zu können, genügend Details, die der/die Interviewpartner/in durch den Detaillierungszwang ebenso erzählt. Gleichzeitig wird die Erzählung durch das Bewusstsein gelenkt, dass sich die Geschichte nicht in Einzelheiten verliert, sondern auf das Wesentliche reduziert wird (Kondensierungszwang) (Fuchs-Heinritz 2009; Rosenthal 2008).

5.3 Rekrutierung und Sampling

Um genügend Teilnehmer/innen mit möglichst kontrastierenden Lebensentwürfen und soziodemographischen Merkmalen zu finden, sowohl für die Gruppendiskussionen als auch für die lebensgeschichtlichen Interviews, wurden verschiedenste Wege beschritten. Zum einen wurden der Hinweis auf die Studie und die Einladung zur Teilnahme möglichst breit in unterschiedlichsten Institutionen österreichweit verbreitet, wie Lebensberatungsstellen, Bezirkszeitungen, Vereine und soziale Medien. Zum anderen wurden persönliche Netzwerke genutzt, um mit dem Schneeballverfahren möglichst viele Interessierte für die Studie zu gewinnen. In den Gruppendiskussionen wurde darauf hingewiesen, dass noch Personen für lebensgeschichtliche Interviews gesucht würden und gebeten, die Einladung dazu weiterzuleiten. Beide Einladungsschreiben waren dabei eher neutral formuliert (siehe Anhang) und sollte mit der Frage „Was braucht es für ein erfülltes Leben?“ ins Auge stechen und Interesse wecken.

Unter allen interessierten Personen, die sich bei uns gemeldet haben, wurden dann – gezielt nach den vorab festgelegten Kriterien – Teilnehmer/innen für die Studie rekrutiert. Den interessierten Personen wurden dazu ein Kurzfragebogen und eine Einverständniserklärung zugesandt, um anhand der Eckdaten Termine für konkrete Gruppendiskussionen oder Interviews vorschlagen zu können. Die Rekrutierung wurde im Laufe der Erhebung auch immer gezielter, um sowohl der geplanten Gruppenzusammensetzung als auch Stichprobe an Interviewpartner/innen entsprechen zu können. Das Forschungsdesign sah folgende Gruppen vor: zwei Männergruppen mit diversem Familienstatus und Alter, zwei Frauengruppen mit diversem Familienstatus und Alter, sowie zwei gemischtgeschlechtliche Gruppen, einerseits mit kinderlosen Personen, andererseits mit Eltern unterschiedlichen Alters. Außerdem wurde das Sample an Interviewpersonen folgendermaßen festgelegt: vier Frauen, eine unter 40 Jahren mit Kind, eine unter 40 Jahren ohne Kind, eine über 40 Jahren mit Kind, und eine über 40 ohne Kind; sowie vier Männer, einer unter 40 Jahren mit Kind, einer unter 40 Jahren ohne Kind, einer über 40 Jahren mit Kind, und einer über 40 ohne Kind.

Die Auswahl dieser Stichprobe erfolgte entlang theoretisch hergeleiteter Kriterien. Kollektive Konstruktionen von Wertvorstellungen und sozialen Normen erfordern ganz allgemein die Berücksichtigung unterschiedlicher Perspektiven, die explizit oder implizit an der Konstruktion dieser Wertvorstellungen immer mitwirken, auch wenn sie nur eine bestimmte Personengruppe betreffen (bspw. die Erwartung, dass eine Frau nach dem Mutterschutz in Elternkarenz geht, an der der Arbeitgeber mitwirkt, als er sie nach der Dauer der Karenz fragt). Diese unterschiedlichen Perspektiven auf das im Mittelpunkt stehende Phänomen des Wunsches nach eigenen Kindern sollen über verschiedene Personengruppen erfasst werden. Zum einen wird Geschlecht als relationale und zweidimensionale Kategorie gefasst (Bereswill 2014; Baader

2014; Knapp und Wetterer 2003), und daher wurden Frauen und Männer als Interviewpersonen oder Diskussionsteilnehmer/innen ausgewählt. Zum anderen wurde der gemeinsame Erfahrungshintergrund einer Gruppe am Familienstatus der mitdiskutierenden Personen festgemacht und unterschieden zwischen Personen, die Kinder haben und jenen, die keine eigenen Kinder haben. Außerdem wurden Menschen unterschiedlichen Alters eingeladen, jedoch die Gruppen nicht entlang dieses Kriteriums zusammengesetzt – im Gegensatz zu den Interviews, wo das Alter sehr wohl im Sampling-Prozess ausschlaggebend war.

Die Rekrutierung gelang vor allem zu Beginn sehr gut, gestaltete sich aber zunehmend schwieriger. Für die Gruppendiskussionen meldeten sich nur wenige Männer, bzw. konnten Männer schwerer motiviert werden teilzunehmen. Daher kam auch nur eine aus Männern bestehende Gruppe zustande. Auch bei den gemischtgeschlechtlichen Gruppen konnte nicht wie beabsichtigt auf den gemeinsamen Familienstatus als geteilten Erfahrungshintergrund geachtet werden. Dies hatte zwar keine nennenswerten Auswirkungen auf den Erhebungsprozess an sich, muss jedoch in der Analyse der Daten im Hinterkopf behalten und berücksichtigt werden. Insgesamt wurden also fünf Gruppendiskussionen durchgeführt mit insgesamt 14 Frauen und acht Männern. Alle Gruppendiskussionen fanden in einem Online-Setting statt.

Für die Interviews war es grundsätzlich nicht sehr leicht, Personen zu finden, die ihre Lebensgeschichte teilen wollten. Letztendlich konnten aber alle geplanten Interviews durchgeführt werden. Insgesamt wurden fünf Frauen und vier Männer interviewt, teilweise digital, teilweise persönlich (in der Tabelle schattiert dargestellt). In Bezug auf das Alter, den Familienstatus und eigene Kinder, sowie in Bezug auf Bildungsstand und Wohnort (Bundesland und Größe) inkludiert das Sample ebenfalls sehr unterschiedliche Fälle in ausgewogenem Ausmaß. Den einzelnen Teilnehmer/innen bzw. Interviewpartner/innen wurde eine anonymisierte ID zugeteilt; in den Gruppendiskussionen in alphabetischer Ordnung je nach Reihenfolge in der Vorstellungsrunde, sowie nummeriert je nach Rekrutierungszeitpunkt bei den Interviewpartner/innen, inklusive einem Kürzel für männlich (m) und einem für weiblich (w).

Sample Gruppendiskussionen und Interviews

	Geschlecht (ID)	Alter	Familienstatus	Kinder (davon im Haushalt)	Bildungsstand	Wohnortgröße
GD1	Weiblich (Aw)	54	Verheiratet	2	Matura	< 5.000 EW
	Weiblich (Ew)	43	Verheiratet	3(1)	Studium	< 2.000 EW
	Weiblich (Bw)	59	Verheiratet	3	Matura	< 50.000 EW
	Weiblich (Dw)	25	Partnerschaft	0	Studium	> 50.000 EW
	Weiblich (Cw)	34	Ledig	0	Studium	> 50.000 EW
GD2	Männlich (Dm)	73	Verheiratet	3	Matura	Wien
	Weiblich (Aw)	35	Verheiratet	1(1)	Studium	< 20.000 EW
	Männlich (Bm)	61	Verheiratet	4	Studium	< 5.000 EW
	Weiblich (Cw)	52	Verheiratet	3(1)	Matura	< 5.000 EW
GD3	Weiblich (Dw)	44	Partnerschaft	1	Studium	Wien
	Weiblich (Cw)	52	Partnerschaft	0	Matura	Wien
	Weiblich (Aw)	66	Verheiratet	2	Matura	> 50.000 EW
	Weiblich (Bw)	65	Verheiratet	3	Fachschule	< 5.000 EW
	Weiblich (Ew)	25	Partnerschaft	0	Studium	Wien
GD4	Weiblich (Dw)	76	Verwitwet	1	Matura	> 50.000 EW
	Männlich (Am)	20	Ledig	0	Matura	> 50.000 EW
	Weiblich (Cw)	80	Geschieden	0	Matura	> 50.000 EW
	Männlich (Bm)	30	Ledig	0	Studium	Wien
GD5	Männlich (Cm)	46	Verheiratet	2(2)	Matura	Wien
	Männlich (Am)	59	Verheiratet	1	Lehrabschluss	< 10.000 EW
	Männlich (Dm)	28	Ledig	0	Studium	Wien
	Männlich (Bm)	41	Verheiratet	1(1)	Studium	Wien
IP1w	Weiblich	80	Geschieden	0	Matura	> 50.000 EW
IP2w	Weiblich	30	Partnerschaft	0	Studium	> 50.000 EW
IP3m	Männlich	73	Verheiratet	3	Studium	< 50.000 EW
IP4w	Weiblich	76	Verwitwet	1	Matura	> 50.000 EW
IP5m	Männlich	54	Ledig	0	Lehrabschluss	< 2.000 EW
IP6m	Männlich	24	Partnerschaft	0	Matura	Wien
IP7m	Männlich	47	Geschieden	2(2)	Matura	Wien
IP8w	Weiblich	40	Verheiratet	3(3)	Matura	Wien
IP9w	Weiblich	41	Verheiratet	3(1)	Studium	< 2.000 EW

Grundsätzlich lassen sich die exakte Größe des Samples sowie die genaue Anzahl an Interviews und Diskussionsteilnehmer/innen im qualitativen Forschungssetting nicht im Vorhinein festlegen (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014). Im Fall der vorliegenden Forschung wurde allerdings aus Gründen der praktischen Umsetzung und zeitlichen Vorgaben für die Analyse auf ein theoretisches Sampling-Verfahren verzichtet, und die Auswahl an Fällen nicht am Grad der theoretischen Sättigung angelehnt. Die Kontrastfälle wurden bereits vorab über die oben genannten und theoretisch relevanten Kriterien festgelegt. Die ersten Analyseschritte erfolgten dennoch im Sinne des qualitativen zyklischen Forschungsvorgehens bereits während der Erhebung, ab der ersten Gruppendiskussion, und die ersten Erkenntnisse daraus flossen in die weitere Rekrutierung und in das weitere Sampling ein. Das Sample wurde also vorwiegend über eine deduktive Stichprobenziehung (theoretisch geleitet durch vorab bekannte Kriterien, siehe oben), und nur im Rahmen der forschungspraktischen Möglichkeiten auch induktiv gezogen (weitere Kontrastfälle nach ersten Analysen).

5.4 Erhebungssetting und Leitfäden

Laut der Prämisse qualitativen Vorgehens wurde bei der Erhebung der Daten den Befragten und deren Relevanzsystemen Vorrang gegeben. Den Teilnehmer/innen an den Gruppendiskussionen und den Personen, die ihre Lebensgeschichte erzählten, wurde ermöglicht, die Thematik und die Lebensgeschichte nach den eigenen Vorstellungen zu diskutieren und auf individuelle Weise ihre Erfahrungen zu beschreiben. Nicht nur die Erhebung, sondern auch die Analyse waren von größtmöglicher Offenheit und von möglichst geringem Grad an Standardisierung und Lenkung gekennzeichnet.

Die Gruppendiskussionen wurden einerseits aufgrund der Pandemie-Situation, andererseits aufgrund der größeren Reichweite in ganz Österreich und der zeitlich größeren Flexibilität, sowohl für Forscherinnen als auch für Teilnehmer/innen, ausschließlich online durchgeführt und aufgezeichnet. Obwohl manche Personengruppen durch dieses Vorgehen ausgeschlossen werden (jene ohne stabile Internetverbindung und geeignete Geräte, jene ohne ausreichend digitale Kompetenzen), konnte durch dieses Vorgehen die Zielgruppe viel breiter definiert und viele marginalisierte Gruppen zur Teilnahme an einer Diskussion motiviert werden (in allen Bundesländern, aus unterschiedlichen Bildungs- und Einkommensschichten, aus ländlicheren Gegenden, vgl. Lathen und Laestadius 2021; Eigege et al. 2022). Die Entscheidung, die Gruppendiskussionen online durchzuführen, zog ein paar erhebungspraktische Konsequenzen und Entscheidungen nach sich (vgl. Willemsen et al. 2022): bereits die Kontaktaufnahme und Informationsweitergabe erfolgte größtenteils digital, nachdem auf den Einladungsschreiben auf die digitale Durchführung der Gruppendiskussionen hingewiesen wurde. Teilnahme-Link, Zugangsdaten und erste technische Hinweise (Internetverbindung, bevorzugt zu verwendendes Gerät) wurden auf diese Weise übermittelt. Basierend auf Empfehlungen aus der Literatur und aufgrund eigener Erfahrungen mit Online-Gruppendiskussionen wurden pro Diskussionsrunde etwa vier bis sechs Teilnehmer/innen eingeladen. Dies erwies sich als sehr geeignet, um alle ausreichend zu Wort kommen zu lassen und auch eine intensivere Diskussion ohne viele Unterbrechungen zu ermöglichen. Die Teilnehmeranzahl aber auch die Dauer von etwa 90 Minuten waren für die Konzentration, die Interaktion unter den Teilnehmer/innen und den Fluss der Diskussion sehr vorteilhaft, ohne dass die Teilnehmer/innen ihren Gesprächsbedarf oder Beitrag durch ein virtuelles Handzeichen ankündigen mussten. Technische Probleme (Videokamera oder Ton, die nicht funktionierten, Verbindungsschwierigkeiten) traten nur selten auf und konnten gleich zu Beginn gelöst werden. Bei vier Gruppendiskussionen waren zwei Forscherinnen anwesend, wobei eine die Diskussion moderierte und die zweite nach der Vorstellungsrunde im Hintergrund agierte, Notizen anfertigte, oder eventuell für technische Probleme im Chat zur Verfügung stand. Wir legten großen Wert auf Datenschutz, weshalb die Teilnehmer/innen angehalten waren, sich mit Vornamen oder einem Spitznamen vorzustellen und anzusprechen, die Klarnamen in den Videoaufzeichnungen nicht sichtbar waren und betont wurde, dass alles, was im Rahmen der Diskussion gesagt wurde, diesen virtuellen Raum möglichst nicht verlassen sollte und auch nur auf mit Passwort gesicherten Servern gespeichert wird. Die verwendete Plattform Zoom sowie die dort vorab fixierten Einstellungen entsprachen ebenfalls den Datenschutzrichtlinien.

Jede Gruppendiskussion begann mit einer Einstiegsphase, die die Ziele der Studie, den Ablauf und die Gesprächsregeln der Online-Diskussion sowie eine Vorstellungsrunde beinhaltete.

Nach diesem Warm-up wurde die inhaltliche Diskussionsrunde mit einem Statement und einer Einstiegsfrage eingeleitet, die lautete:

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Lebensgestaltung von Frauen und Männern in Österreich deutlich gewandelt, auch was das Familienleben betrifft. Was haben Sie da wahrgenommen und warum, denken Sie, hat sich das verändert?

Nach der ersten Diskussionsphase, in der den Teilnehmer/innen Raum gegeben wurde, die Themen selbst einzubringen und sich untereinander auszutauschen, folgten spezifische Nachfrageblöcke, sofern diese Themen nicht bereits in die Diskussion eingeflossen sind: „Wie schaut heutzutage ein typischer Lebensverlauf aus von Frauen und Männern in Österreich? Was denken Sie, was da von Menschen in Österreich erwartet wird, welche Lebensziele sollten sie sich erfüllen?“ Wenn das Thema eigener Kinder danach noch nicht angesprochen worden war, beinhaltete der Leitfaden folgende Frageformulierung, die in manchen Gruppendiskussionen auch explizit gestellt wurde: „Große Umfragen erheben die Zustimmung zur Aussage ‚Für eine Frau sind Kinder wichtig für ein erfülltes Leben‘ bzw. ‚Ein Mann braucht Kinder, um ein erfülltes Leben zu haben‘ – was denken Sie, denken die Österreicher/innen darüber? Wie werden Frauen ohne Kinder und Männer ohne Kinder gesehen in Österreich?“ Der Abschluss der Diskussionsrunde wurde schließlich mit folgender Frage eingeleitet: „Wenn Sie an die Zukunft denken – was denken Sie bräuchten Frauen und Männer noch an Unterstützung, damit sie ein erfülltes Leben leben können?“

Auch die Interviews wurden teilweise digital durchgeführt, je nach Möglichkeiten und Präferenzen der Interviewten jedoch auch face-to-face, bei den Interviewten zuhause oder in den Räumlichkeiten des Instituts (in der Sample-Tabelle schattiert). Die Interviews dauerten zwischen 55 und 130 Minuten und unterschieden sich deutlich voneinander, sowohl in den Inhalten aber auch in ihrem Aufbau, in der Ausführlichkeit und Weise der Erzählungen: diese reichten von Abrissen des eigenen Lebens zu Beginn des Interviews bis hin zu 90-minütigen, ununterbrochenen Erzählpassagen (siehe ausführlichere Reflexion dazu am Ende dieses Berichts).

Zu Beginn wurden die Interviewten ausführlich von der Interviewart und den damit verbundenen Erwartungen an sie in Kenntnis gesetzt. Sie konnten offene Fragen und Organisatorisches klären. Die ausführliche Einstiegsfrage war sehr offen formuliert und lautete:

Ich interessiere mich ja für Lebensgeschichten und Lebensentwürfe ganz allgemein. Ich bitte Sie also, mir zunächst so ausführlich und detailliert wie Sie können und möchten, von Ihrer Lebensgeschichte und auch Ihrer Familiengeschichte zu erzählen. Bitte erzählen Sie alles, was Ihnen wichtig erscheint und was für den Verlauf Ihres Lebens wichtig war. Ich werde zunächst nur zuhören und nicht unterbrechen. Lassen Sie sich also bitte ruhig Zeit für Ihre Erinnerungen und erzählen Sie alle Erinnerungen, die sie erzählen möchten.

Je nach genannten Lebensbereichen wurden dann in einer internen Nachfragephase erzählte Phasen und Themen aufgegriffen (z.B. Aufwachsen, Kernfamilie, erweiterte Familie, weitere signifikante Personen, Freundeskreise, Liebesbeziehungen, Ausbildung, Beruf), und die Interviewten mit offenen Frageformulierungen um Details dazu gebeten: „Wie hat es sich da zugezogen, was ist Ihnen da noch in Erinnerung, was erscheint Ihnen noch wichtig, wie fielen bestimmte Entscheidungen?“ Manche Fragen konnten je nach Alter der interviewten Personen auch in die Zukunft gerichtet sein: „Welche Vorstellungen, Wünsche und Bedürfnisse gibt es

diesbezüglich noch, wie könnte es sich idealerweise weiterentwickeln, gibt es Pläne oder Visionen für das eigene Leben?“

Sollten während der gesamten ersten beiden Interviewphasen bis zu diesem Zeitpunkt eigene Kinder noch nicht thematisiert worden sein, war eine externe Nachfragephase eingeplant, die Möglichkeit bieten sollte diesbezüglich nachzufragen: „Vielleicht erzählen Sie noch etwas ab der Zeit, als zum ersten Mal Gedanken an ein eigenes Kind oder eine eigene Familie aufgetaucht sind? Was haben Sie da überlegt oder gefühlt? Wie ist Ihr Leben ab da verlaufen?“ oder: „Sind bis jetzt jemals Gedanken an eigene Kinder aufgetaucht? Gibt es Überlegungen zu eigenen Kinder?“ Um das Interview nicht abrupt enden zu lassen, sah der Leitfaden auch eine Abschlussfrage vor, die lautete: „Wenn Sie sich vorstellen, einmal zurückzublicken auf Ihr Leben – wann würden Sie sagen, ja, es war ein erfülltes Leben?“

5.5 Analysemethodik

Der Analyseprozess basierte auf den Transkripten der Gruppendiskussionen und Interviews sowie den Gesprächsprotokollen und Memos dazu und orientierte sich an rekonstruktiven Analyseverfahren (Bohnsack 2014b; Rosenthal 1995; Froschauer und Lueger 2003; Przyborski und Slunecko 2020). Diese unterscheiden in der Analyse immer strikt zwischen manifesten Inhalten (das *Was* des Formulierten, die *erzählte* Lebensgeschichte) und den latenten Inhalten (das *Wie* des Gesagten und die zugrundeliegende Bedeutung, die *erlebte* Lebensgeschichte).

Entlang dieser zentralen Unterscheidung während der Analyse verfolgen diese Verfahren das Ziel, latente – also nicht unbedingt bewusste aber handlungsleitende und normative – Orientierungsmuster und Relevanzsetzung in den Daten zu rekonstruieren. Dadurch wird es möglich, kollektive Orientierungsmuster und Selbstverständlichkeiten sowie individuelle Bedeutungsstrukturen und Relevanzen zu rekonstruieren, die jeweils Handlungsmöglichkeiten vorbestimmen und Ausdruck eines bestimmten, impliziten, gegenseitigen Verstehens und eines kollektiv geteilten Handlungsrahmens, d.h. der sozialen Normen, sind.

Die einzelnen Analyseschritte wurden softwaregestützt (MAXQDA) durchgeführt. Das ermöglichte, die zentralen Aspekte zu identifizieren, Textteile und Hypothesen miteinander zu verknüpfen und zu vergleichen und die Analyse in eine datenbasierte Theorie zu überführen. In der Umsetzung wurde zunächst von jedem Fall (eine Gruppendiskussion bzw. ein biographisches Interview) eine thematische Analyse durchgeführt: Dazu wurde der thematische Verlauf dargestellt und die formulierende Interpretation angewandt (Froschauer und Lueger 2003; Bohnsack 2014b). Zusammenfassende Formulierungen, Paraphrasierungen und Kodierungen der vordergründigen Informationen halfen auch dabei, das Datenmaterial handhabbar zu machen und einen ersten Überblick über die Daten zu erhalten. In dieser Phase wurden jedes Interview und jede Gruppendiskussion einer offenen Kodierung unterzogen, um zentrale Kategorien induktiv zu erfassen. Außerdem wurde in einem Memo festgehalten, wie sich der thematische Ablauf gestaltet hatte, welche Themen in welcher Abfolge erzählt oder diskutiert worden waren und was inhaltlich abgedeckt worden war.

In der anschließenden Phase der Analyse wurde ein rekonstruktives Analyseverfahren, das eine Kombination der reflektierenden Interpretation (Bohnsack 2014b, 2014a) und der hermeneutisch orientierten Systemanalyse (Froschauer und Lueger 2003) angewendet. Dafür wurden die für die Fragestellung signifikanten, kodierten Textstellen und gehaltvollen Sequenzen ausgewählt, tiefergehend und fallvergleichend analysiert und zu Hypothesen verdichtet, und zwar entlang folgender Fragen:

- Inwieweit könnte die unmittelbare Situation der Texterzeugung Einfluss genommen haben auf die Sequenz?
- Wie lassen sich die Lebenswelt und der Kontext beschreiben, in dem so ein Text normalerweise produziert wird oder werden könnte?
- Welche latenten Sinnstrukturen, erlebten (körperlichen) Erfahrungen und allgemein typische Orientierungsrahmen, also selbstverständlichen und impliziten Normen, Ideale, Wertvorstellungen, Tabus, liegen der Sequenz zugrunde?
- Inwieweit werden durch diese Bedingungen Handlungsweisen und -möglichkeiten vorbestimmt, welche werden eingeschränkt?

Analysiert wurden dafür (zunächst alle möglichen und denkbaren) latenten Handlungs- und Sinnstrukturen, die der Formulierung zugrunde liegen. Dies inkludierte auch die Rekonstruktion der impliziten Normen, Selbstverständlichkeiten, Ideale, Wertvorstellungen und Tabus, die im produzierten Text mitschwingen und quasi zwischen den Zeilen liegen. Daraus wurden Hypothesen abgeleitet und abstrahiert, die kontinuierlich und systematisch vergleichend – sowohl mit anderen Daten als auch entlang theoretisch möglicher, anderer Lesarten und Interpretationen – überprüft, erweitert, verworfen oder verdichtet wurden. Über dieses methodisch kontrollierte Vorgehen konnte ein Verständnis generiert werden, was genau zu der spezifischen Formulierung geführt haben könnte. Die alltäglichen Selbstverständlichkeiten und impliziten Wertvorstellungen, Orientierungsmuster und Bedeutungsstrukturen konnten auf diese Weise rekonstruiert werden. Die so entstandene Theorie zum interessierenden Phänomen ist im empirischen Material verankert (Bohnsack 2008; Bohnsack und Schäffer 2007) und das Ziel der rekonstruktiven Analyse. Auf diese Weise ist Strukturgeneralisierung möglich: eine Art der Generalisierung, die über die kontextspezifischen Aussagen in einem Interview oder im Rahmen einer Gruppendiskussion hinausgeht (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014; Przyborski und Sluneco 2020).

6 Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit: Kollektive Wertvorstellungen und biographische Relevanzen

Die Darstellung der empirischen Ergebnisse ist in zwei Teilkapiteln aufgebaut. Im ersten Teil werden die Ergebnisse aus den Gruppendiskussionen beschrieben und interpretiert. Damit soll vor allem die Frage nach den kollektiv geteilten Wertvorstellungen und sozialen Normen beantwortet werden. Im zweiten Teil werden die lebensgeschichtlichen Interviews Grundlage sein, um die Frage nach den biographischen Relevanzen in Bezug auf den Kinderwunsch zu analysieren. Damit soll auch die Bedeutung der sozialen Normen in den individuellen Lebensgeschichten nachgezeichnet werden. Die konkrete Beantwortung der Forschungsfragen erfolgt dann im abschließenden Kapitel über die Triangulation der beiden Methoden und Datensorten sowie durch eine Diskussion der Ergebnisse in Zusammenhang mit Theorie und Forschungsstand.

Die zitierten Transkriptpassagen weisen Quellenangaben entlang folgender Struktur auf: Die Teilnehmer/innen in den Gruppendiskussionen sind jeweils alphabetisch anonymisiert angegeben, inklusive einem Kürzel für männlich (m) und einem für weiblich (w) und einer Angabe zur Nummer der Gruppendiskussion (GD), an der sie teilgenommen haben, zum Beispiel Cm:GD5. Längere Diskussionsverläufe sind zusätzlich mit einem Hinweis auf die Position im Transkript versehen, zum Beispiel GD2:13-15. Die Interviewpartner/innen sind numerisch anonymisiert angegeben, inklusive einem Kürzel für männlich (m) und einem für weiblich (w) und einer Angabe zur Position der Textstelle im Transkript, zum Beispiel IP5m:14. Weitere Details zum Sample sind der Tabelle im Kapitel Rekrutierung und Sampling zu entnehmen.

6.1 Lebensziel Kinder und Familie? Soziale Normen und kollektive Wertvorstellungen in den Gruppendiskussionen

Die Gruppendiskussionen wurden nach der anfänglichen Vorstellungsrunde ohne klare Vorgaben mit einer einleitenden Frage nach den heutzutage typischen Lebensverläufen von Frauen und Männern initiiert. Zunächst wurden die Teilnehmer/innen also gebeten, sich sehr allgemein zu diesem Thema auszutauschen und ihre Assoziationen und Gedanken zu teilen. Im Folgenden werden die deskriptiven Ergebnisse und datenbasierten Interpretationen dargestellt, und zwar entlang der zentralen thematischen Schwerpunkte in den Gruppendiskussionen (Bohnsack 2014b; Przyborski und Sluneco 2020): den veränderten Lebenszielen, dem Lebensziel Elternschaft und dem individuellen Charakter von Lebenszielen. Ziel dieses Kapitels ist es, implizite, kollektiv geteilte Wertvorstellungen und Bedeutungsstrukturen zu rekonstruieren, und zu einer Theorie über die sozialen Normen rund um das Lebensziel Kinder und Familie zu gelangen, die eng an die Daten – in diesem Fall die Gruppendiskussionen – geknüpft ist.

Im Analyseprozess wurde dafür unterschieden zwischen den manifesten, wortwörtlichen Inhalten und den impliziten Selbstverständlichkeiten und Kontexten, die zu spezifischen Formulierungen und Diskussionen geführt haben könnten (siehe Analysemethodik). Dieser Unterschied zwischen einer beschreibenden Zusammenfassung und der daraus folgenden Interpre-

tationen spiegelt sich auch in der Darstellung der Ergebnisse wider: die einzelnen nun folgenden Unterkapitel geben sowohl beschreibende Zusammenfassungen und deskriptive Ergebnisse wieder, führen aber zunehmend tiefer in die interpretativen Ergebnisse und analytischen Schlussfolgerungen in Bezug zur Forschungsfragestellung.

Die Zusammensetzung der Gruppen (rein weiblich, rein männlich, gemischtgeschlechtlich, mit teilweise großer Altersspanne) spiegelte sich auch in der unterschiedlichen Ausgestaltung und Diskussion mancher Themen wider: vor allem die Veränderungen im Generationenvergleich wurden in allen Gruppen ähnlich thematisiert (vgl. Kapitel 6.1.1 und Kapitel 6.1.2). In Bezug auf die Bedeutung eigener Kinder zeigen sich in der Analyse jedoch starke Unterschiede zwischen den expliziten Diskussionsinhalten (manifeste Ebene) und den dahinterliegenden normativen Bedeutungen (latente Ebene) (vgl. Kapitel 6.1.3) und auch markante Unterschiede nach Geschlecht, sowohl wie das Thema *von* Frauen und Männern, aber auch wie in den unterschiedlichen Gruppen *über* Frauen und Männer diskutiert wurde (vgl. Kapitel 6.1.4.).

6.1.1 Gewandelte Lebensziele? Deskriptive Ergebnisse zu den diskutierten Veränderungen im Generationenvergleich und Lebensverlauf

Nach dem Einstiegsimpuls diskutierten die Gruppen Lebensziele und Lebensverläufe von Frauen und Männern in Österreich und setzten dabei unterschiedliche thematische Schwerpunkte. Insgesamt überwogen in den Diskussionsverläufen Beobachtungen der Diskutant/innen zu den Veränderungen über die vergangenen Generationen hinweg; angeregt durch die Einstiegsfragestellung und manchmal begünstigt durch das (deutlich) unterschiedliche Alter der Teilnehmer/innen. In allen Gruppen jedoch orientierten sich die Diskussionen auch an Aspekten, die eher als Konstanten in dieser Entwicklung charakterisiert wurden.

Ein dominierender Aspekt, der in vielen Gruppen in der Diskussion aufgegriffen wurde, waren deutlich wahrnehmbare Veränderungen in der Lebensgestaltung über die vergangenen Generationen hinweg, allen voran die heute bedeutend gewordenen Ziele der Selbstverwirklichung und der Individualität. Diskutiert wurden dabei oft die von den Teilnehmer/innen beobachteten gewandelten und oftmals unklaren Vorgaben, veränderlichen Lebensvorstellungen und Lebensziele, aber auch die größere Bandbreite an offenstehenden Möglichkeiten der Lebensgestaltung. In allen Diskussionsrunden führten diese Beobachtungen wiederholt zum Fazit und dem daraus folgenden Anspruch, dass nur das Definieren und Verfolgen individueller Lebensziele und Lebensvorstellungen zu einem erfüllten Leben führen könne. Jede und jeder sollte sein Leben individuell nach persönlichen Bedürfnissen und Wünschen gestalten können, wie es für sie oder ihn erfüllend ist und glücklich macht, ohne sich zu sehr vom Umfeld oder von gesellschaftlichen Erwartungen lenken zu lassen.

Explizite Einigkeit herrschte auch in Bezug auf den Befund der wahrnehmbaren Unterschiedlichkeit verschiedener individueller „Lebensentwürfe“ (Cw:GD3). Diesbezüglich wurde die Bedeutung des Berufs im Leben angesprochen, die sich verändert hat: Menschen würden heute weniger arbeiten wollen, veränderten immer wieder ihren Berufswunsch und machten womöglich ihr „Hobby zum Beruf“ (Aw:GD1). Dass es keinen klassischen Lebensweg mehr gäbe, stellten auch die Teilnehmer der rein männlichen Gruppe GD5 fest, ein Diskutant bezeichnete dies als ein „Leben ohne Drehbuch“ (Bm:GD5). Dies spiegelte sich vor allem im Wandel vom

„Beruf zur Berufung“ (Dm:GD5) und in den Veränderungen in den Berufslaufbahnen und Karrieren wider, die als heute nicht mehr sicher und nicht mehr langfristig dargestellt wurden, jedoch gleichzeitig als so notwendig, um die Familie abzusichern und die Teuerung zu bewältigen. Die Ursachen verorteten die Teilnehmer – ähnlich wie in GD1 – in der beständigen Suche nach Selbstverwirklichung und „Potenzialentfaltung“ und im Ziel, etwas „Herzeigbares“ (Dm:GD5) zu erreichen.

Dass Lebensziele früher klarer waren, heute die Möglichkeiten deutlich vielfältiger seien, „Haus und Familie und stabiler Job“ (Bm:GD2) nicht mehr automatisch dazuzählten und Lebensziele weniger planbar und längerfristig seien, wurde nicht nur positiv gesehen: Die Teilnehmer/innen diskutierten die daraus resultierenden größeren Unsicherheiten und Herausforderungen, wenn das „Geländer fehlt“ (Cw:GD2), sprachen die „getriebene Welt“ (Cw:GD2) an, die aus dem „Streben nach immer mehr“ (Bm:GD2) resultiere. Zu einem ähnlichen Befund kommt die zweite gemischtgeschlechtliche Gruppe GD4: Heute sei „nichts in Stein gemeißelt“ (Bm:GD4), Menschen hätten sehr hohe Erwartungen ans Leben, sehr viele Möglichkeiten und hätten es „schwierig sich zu begnügen“ (Bm:GD4). Dies betreffe vor allem Familie und Beruf, wo die stärksten Dynamiken diskutiert wurden, weil in der eigenen Kindheit noch das „klassische, konservative Leben“ (Am:GD4) erlebt wurde. Außerdem wurde explizite Kritik an der Idee formuliert, Kinder zur Selbsterfüllung zu bekommen. Die Diskutanten in der rein männlichen Gruppe GD5 tauschten sich auch darüber aus, dass viele Menschen auch keine Familie und keine Kinder wollten bzw. Gedanken darüber aufschoben und an Alter, Partnerschaft, Ausbildungen, Beruf und finanzieller Situation anpassten.

Diese kollektiv ambivalente Haltung zur individuellen Lebensgestaltung zeigte sich auch in anderen Diskussionen: Auf der einen Seite gäbe es also viele Entscheidungs-, Optimierungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, die individuell genutzt werden könnten, auf der anderen Seite würde die Geschwindigkeit und Schwierigkeit, sich zu entscheiden und Sinn in seinen Entscheidungen zu finden, immer größer. In der rein männlichen Gruppe (GD5) wurde diesbezüglich eher auf allgemeiner Ebene betont, dass Ziele grundsätzlich wichtig, aber eben auch sehr individuell seien: "Jeder findet seinen Everest woanders" (Am:GD5). Für die Gestaltung des Lebens und die Verwirklichung von Zielen sei es daher notwendig intuitiv auszuprobieren, zu experimentieren, herauszufinden was einem persönlich wichtig und wert ist verfolgt zu werden, aber auch darauf zu vertrauen und Geduld zu haben mit sich selbst, um Träume zu verfolgen aber auch „auf den Boden zu bringen“ (Bm:GD5). Auch die Frauen in GD3 und in GD1 diskutierten die für die heutige Zeit typische „Sinnsuche“ (Ew:GD3) und die vielen Optimierungs- und Entwicklungsmöglichkeiten in einer immer höheren Geschwindigkeit und verbanden damit die immer größeren Schwierigkeiten aber auch Notwendigkeiten sich zu entscheiden.

In manchen Gruppen wurden auch die Folgen dieser Notwendigkeiten und Schwierigkeiten diskutiert: Menschen würden heute nur mehr selten intuitiv handeln und improvisieren, vielmehr würden sie versuchen voranzuplanen und müssten sich für ihre Entscheidungen rechtfertigen. Durch die erhöhten Optionen aber auch Ansprüche herrsche das "Gefühl man kann alles und nichts machen" (Bm:GD5), sei die Konzentration auf ein Ziel schwieriger, der Druck höher und die Menschen von vielen „Bildern im Kopf“ (Bm:GD5) abgelenkt, verstärkt durch soziale Medien, in denen eine „vorgegaukelte Idylle“ (Am:GD5) präsentiert würde. Die Gruppe war sich in diesen Befunden recht einig, und die Teilnehmer bestärkten sich gegenseitig. Die

Teilnehmerinnen in GD3 warfen diesbezüglich die Frage auf, ob Menschen früher „mehr geredet“ (Ew/Aw:GD3) waren, und tauschten sich zu Ratschlägen zur heutigen Situation aus: Es sei ratsam, nicht so viel zu hinterfragen, darauf zu vertrauen, dass es gut wird, aufs "Herzgefühl" (Bw:D3) zu hören, "zufrieden mit dem Ist-Zustand" (Ew:GD3) zu sein, nicht zu sehr auf andere Lebenskonzepte und erfüllte Leben anderer zu schauen, sondern "sich selber Sicherheit" (Cw:GD3) zu geben, auch wenn man es „komplett anders“ mache. Eine Teilnehmerin argumentierte diesbezüglich, dass man nur in sich selbst spüren könne, wo „einem das Herz aufgeht“ (Aw:GD2). Ähnlich wurde auch in GD4 das individuelle Ziel „zu jedem Zeitpunkt im Leben zufrieden zu sein“ (Am:GD4) statt erfüllt zu sein, zur Diskussion gestellt und fand die Zustimmung der anderen Teilnehmer/innen.

Im Allgemeinen wurde in den Gruppendiskussionen auf manifester Ebene, eigenen Kindern im Gesamtkontext eines erfüllten Lebens eher keine vordergründige Bedeutung zugeschrieben. In allen Gruppen wurde jedoch die über vergangene Generationen hinweg konstant gleichbleibende Bedeutung von Familie und Beziehungen in der Lebensgestaltung thematisiert, und der „Familie“ insgesamt eine besondere Bedeutung zugesprochen. Familie wurde dabei meist mit dem Vorhandensein von Kindern, die Gründung einer Familie demnach mit dem Übergang zur Elternschaft in einer heterosexuellen Partnerschaft gleichgesetzt. Während die gemischtgeschlechtlichen Gruppen das Lebensziel Familie sehr offen diskutierten, sehr individuell und flexibel einstufen, starteten die Diskutantinnen in der rein weiblichen Gruppe GD1 sogleich mit dem „höchsten Ziel, eine glückliche Familie zu haben“ (Aw:GD1) und stellten das Thema gleich zu Beginn in den Mittelpunkt der Diskussion. Auch die zweite rein weibliche Gruppe (GD3) stellte als Konstanten inmitten der Veränderungen die Bereiche Beziehungen, Generationen und die Großfamilie fest. Auch die Teilnehmer der rein männlichen Gruppe GD5 betonten die Wichtigkeit des „Familienthemas“ im Verlauf eines Lebens und die Relevanz der „Familiengründung“. Familie wurde von zwei Diskutanten als „sicherer Hafen“ (Am und Bm:GD5) gerahmt, vor allem für Kinder und Jugendliche, aber auch für die Erwachsenen und Eltern.

Auf expliziter Ebene wurde jedoch in allen Gruppen deutlich, dass Familienleben heute sehr divers wahrgenommen wird. Das Thema Kinder zu haben wurde von manchen Teilnehmer/innen, bspw. den Frauen in der rein weiblichen Gruppe GD3, sogleich ergänzt mit einer Diskussion darüber, keine Kinder haben zu wollen. Kinder haben zu wollen sei heute nicht mehr selbstverständlich und kein Ziel mehr für immer mehr junge Menschen, der Zeitpunkt für die Erfüllung und Realisierung des Kinderwunsches sehr variabel und ein Leben mit oder auch ohne eigene Kinder denkbar. Ein Diskutant umschrieb diese Diversität jedoch als „Fiktion der unendlichen Möglichkeiten“ (Bm:GD2): Menschen, die unglücklich darüber seien, keine Kinder zu haben, würden nämlich eventuell gar keine Möglichkeit haben, diesen Zustand zu ändern; einerseits, weil sie es nicht selbst in der Hand haben (weil bspw. Partner/in oder der gemeinsame Kinderwunsch fehlen), andererseits, weil die „Schere zwischen Mann und Frau sehr auseinander geht“ (Cw:GD2) und Frauen eventuell körperlich nicht mehr in der Lage sind (weil sie bspw. als Frau bereits nicht mehr gebärfähig sind). Diesbezüglich wurde auch ein über Generationen hinweg konstantes Streben nach der Erfüllung bestimmter Bedürfnisse diskutiert. Zum einen habe sich die Definition mancher Bedürfnisse den Beobachtungen der Diskutant/innen nach allerdings verändert (bspw. das in GD2 diskutierte Bedürfnis nach Wohlstand), oder aber hätten sich die Strategien zur Erfüllung dieser Bedürfnisse verändert (bspw. das in GD4 diskutierte Bedürfnis nach sozialer Verbundenheit). Ganz grundsätzlich sei jedoch auch

konstant von Bedeutung, bestimmte Ziele auf der „Löffelliste“ zu haben, die man noch erreichen will, bevor man den „Löffel abgibt“ (Am:GD5).

Einbricht wurde diesbezüglich in den Diskussionsrunden außerdem zumeist das Ziel und Bedürfnis, im Leben eine Familie zu haben, jedoch nicht unbedingt durch eigene Kinder, sondern auch durch die Ursprungsfamilie, den großen Freundeskreis, Nachbarschaften oder die Partnerschaft. Eine der gemischtgeschlechtlichen Gruppen (GD4) stellte bspw. das Ziel, „in etwas eingebunden“ (Cw:GD4) zu sein, als konstant über Generationen hinweg dar, und die Suche nach Freundschaft und Familie als gleichermaßen bedeutsam für ein erfülltes Leben. Des Weiteren wurde Familie auch nicht nur als positiv diskutiert, sondern auch als potentiell belastend oder krankmachend. Für ein erfülltes Leben sei es dann notwendig, sich abzugrenzen von Familienmitgliedern, die einem nicht guttun.

Das Fazit lautete in vielen Gruppen, wie bspw. am Ende der Diskussion in GD1, dass letztendlich nur die funktionierende Kernfamilie für ein erfülltes Leben zähle und nicht Leistung und Beruf oder andere Lebensziele wie bspw. Eigentum, Haus oder ein Auto. Konstatiert wurde außerdem, dass, obwohl jede und jeder Kinder kriegen könne, es nicht immer klar sei, wie genau dieser „Hafen“, das Familienleben, die Balance zwischen Karriere und Freizeit und die Kindererziehung gestaltet werden soll, es gäbe keine klassische Aufteilung von Aufgaben mehr, keine klaren Vorgaben, was im Leben zu erreichen sei und wie man Kinder zu erziehen habe. In der Familie müsse der Umgang mit und die Erziehung von Kindern verbessert werden, vor allem jene durch Mütter, wie bspw. in GD2 kritisch diskutiert wurde. Außerdem müsse in der Familie der Gemeinschaftssinn gestärkt werden, weil dieser zunehmend verloren gehen würde. In GD2 wurde diesbezüglich gar die These aufgeworfen, dass es dem „Gemeinwohl“ schaden könnte, wenn „jeder für sich kämpft“ (Dm:GD2).

6.1.2 Lebensziel Elternschaft? „Wunschkind“ und Glücksgefühl

Ohne durch den Leitfaden darauf gestoßen zu werden, thematisierten alle Gruppen in der Diskussion auch die wahrgenommenen Veränderungen rund um die Verwirklichung eines Kinderwunsches in Partnerschaften über die vergangenen Jahrzehnte. Dabei standen zwar auch die veränderten Geschlechterrollen nach der Realisierung des Kinderwunsches explizit zu Diskussion; diese Veränderungen schienen für die Diskutant/innen jedoch, verglichen mit den Unterschieden zwischen den Generationen, insgesamt als geringer wahrgenommen zu werden.

Einerseits wiesen die Gruppendiskussionen auf die über die Generationen schwächer gewordene Selbstverständlichkeit hin, im Verlauf eines Lebens Kinder zu bekommen. Die Teilnehmer/innen charakterisierten das „Früher“ zum einen als eine Zeit, in der Kinder als „natürlicher“ und „selbstverständlicher“ Bestandteil einer Partnerschaft betrachtet wurden, es damit auch keinen ausgeprägten oder nicht ausgeprägten Wunsch nach Kindern gegeben haben musste, die Verwirklichung dieses Wunsches nicht einer bewussten Entscheidung bedurfte und sich viele daran anschließende Fragen nicht gestellt hatten. Zum anderen wurde die Erwartung, durch eigene Kinder Erfüllung zu finden, in dieser Zeit als unhinterfragt und selbstverständlich dargestellt und diskutiert. Sowohl berufliche als auch private oder familiäre Wünsche, Lebensentscheidungen und Konsequenzen wurden als starrer empfunden, mit klareren Vorgaben und mehr Beständigkeit, so die Wahrnehmungen der Diskutant/innen.

Das „Heute“ wurde hingegen eher als eine Zeit charakterisiert, in der vieles veränderbar und veränderlich sei, dynamisch und unvorhersehbar, vieles möglich und optional, gekennzeichnet durch weniger Automatismen und Selbstverständlichkeiten, und dennoch – oder deswegen – gekennzeichnet durch mehr durchgeplante, durchdachte und durchargumentierte Lebensentscheidungen. „Heutzutage“ – so der Tenor unter den Diskutant/innen – läge das Ziel vieler Menschen viel eher darin, einen Zustand zu erreichen, in dem man glücklich und erfüllt sein kann, und an der Erreichung dieses Zustands alles auszurichten und zu optimieren. Dabei schien es – zumindest den expliziten Wortmeldungen nach – unerheblich zu sein, ob dies eher in einem Leben mit Kindern, trotz Kindern oder ohne Kinder zu erreichen sei, mit dem einen oder anderen oder ohne Beruf, mit oder ohne Geld und Wohlstand. Es gäbe viele unterschiedliche Beobachtungen, bedingt durch zahlreichere Möglichkeiten, offline und online zu beobachten, aber auch mehr Möglichkeiten auszubrechen und vorgefertigten Lebensmodellen zu entkommen. Im Vordergrund stand, dass heute jeder und jede individuell sein Leben gestalten könne und individuell zur Erfüllung gelangen müsse. Diese stärkere Orientierung an individueller Lebensgestaltung führte in den Diskussionen auch dazu, dass dem Kinderwunsch und seiner Umsetzung ein individueller und nicht automatischer Charakter zugesprochen wurde. Kinder wurden zwar zunehmend als „Wunschkind“, dadurch aber eher als optionaler und nicht mehr selbstverständlicher Bestandteil eines Lebens konstruiert. In dieser Konstruktion wurden Kinder als nicht automatisch zugehörig zu einem erfüllten Leben angesehen. Dennoch verbanden die Diskutant/innen mit eigenen Kindern kontinuierlich und selbstverständlich ein Glücksgefühl.

In den Gruppendiskussionen keimte immer wieder die Diskrepanz auf, ob es heute mehr Planung, Orientierung und Vorgaben bei Lebenszielen im Allgemeinen und beim Kinderwunsch im Speziellen bräuchte, oder ob Menschen nicht bereits überreguliert leben, zu viel planen und zu wenig nach ihrer Intuition leben und entscheiden. Kinder – so lautete einerseits der Tenor in einigen Gruppendiskussionen – sollten angepasst an die persönliche Lebensplanung und aktuelle Lebenssituation bekommen werden, und in der Erziehung bräuchte es klare Vorgaben und Grenzen. Andererseits wurde das Kinderkriegen als etwas Natürliches und Selbstverständliches diskutiert, das man geschehen lassen sollte, wenn man Lust darauf habe und nicht fix planen und eintakten sollte, und Kinder sollten intuitiv begleitet und erzogen werden.

Die Frauen und Männern diskutierten mitunter sehr intensiv, ob es denn ein Lebensziel sein müsse, eigene Kinder zu haben oder zu wollen, und ob für Paare ein Kinderwunsch automatisch bestehe und angenommen würde. Beides wurde meist explizit verneint, bzw. stieß die Idee, ein eigenes Kind auf einer To-Do- oder der „Löffelliste“ zu haben, in GD5 und auch GD1 auch auf explizite Ablehnung. In GD4 bspw. wurde konstatiert, dass auch bei der Verwirklichung des Kinderwunsches heute oft die Sinnsuche im Vordergrund stehe, das „bedachte“ (Bm), „kontrollierte“ (Cw), „bewusste“ (Bm) und auch „überregulierte“ (Cw) Planen des Lebens und der individuellen Lebensgestaltung. Vor allem jene drei von den vier Diskutant/innen, die keine eigenen Kinder hatten, äußerten in der Diskussion auch jene Kritik an Menschen, die Kinder bekämen, aus dem „Drang sich zu optimieren“ oder wenn ein Kind wie ein „Konsumgut“ (Bm:GD4) oder „Ding“ (Cw:GD4) behandelt würde, das man sich anschaffen müsse, als Ziel, das abgehakt werden müsse. Daraufhin allerdings relativierten bzw. spezifizierten alle ihre persönlichen Positionen, insbesondere jene Diskutant/innen, die ein eigenes Kind hatte:

Dw: Bei mir ist das auch Abhaken, das g'hört net [dazu]. Natürlich ist es schön, Kinder zu haben. Das ist einfach ganz was Schönes, weil, oder kann was Schönes sein, kann auch nicht schön

sein. Aber, also für mich, für mich g'hört's schon dazu, für mein erfülltes Leben ist es [...] schon erfüllend.

Am: Für mi ist das halt net relevant, weil bei mir, da ist das alles noch nicht soweit und i [...] bin ich schon eher dafür, nur es ist nicht so, dass es um jeden Preis abg'hakelt werden muss, sondern es hängt einfach viel davon ab, wie nachher die Lebenssituation is, vielleicht wohnt man nimma in Österreich, vielleicht sagt die Partnerin, dass sie einfach das net mag und vielleicht ist es dann im Endeffekt einfach besser so [...].

Cw: Ich möcht da noch hinzufügen, weil i eben vorher schon g'sagt hab, ich hab keine Kinder g'habt, weil ich hab keinen Kinderwunsch g'habt, jetzt in meinem Alter und so, da hab ich natürlich, kenn ich Leute, die auch in meinem Alter sind oder ein bissl jünger und die ham schon Enkel und so, und das stell ich mir schon auch sehr schön vor, net, potentiell. Also, is net so, dass i [so da dagegen bin oder so]

Bm: Ich find's halt spannend [...] wenn man solche Entscheidungen bewusst trifft, dass es, manchmal geht's gut, manchmal geht's schief. [...] Wenn man Lust auf Kinder hat, dann hat man Kinder, wenn man keine Lust auf Kinder, hat man keine Lust auf Kinder, hinterher kann man sich das eine oder andere denken, aber wir leben gottseidank in einer sozialen Verbundenheit und das spannende für mich ist ja generell, [...] dass Kinder ganz akut geplant sind als Selbstausdruck der Mutter primär, das ist so bei, sag ich mal vorsichtig, die Mutter ist so um die 40 herum, also, das wär vielleicht auch noch interessant, da jemanden da zu haben, weil das halt auch nochmal andere Lebensansichten sind [...].

Dw: Das ist ja auch diese Veränderung, heute hat man Wunschkinder, in unserer Zeit ist es passiert ((lacht)), da war ja eher der Wunsch vielleicht noch nicht so da, dass ma das später, das is ja wirklich, man kann sich heute ein Kind wünschen. I man, g'wunschn haben wir uns das ah dann, aber, dass es grad zu dem Zeitpunkt is. [...]

Am: Aus meinem Freundeskreis kann i sagen, dass die meisten, also eigentlich schon 90, 95 Prozent, schon prinzipiell eher Kinder einmal haben wollen, [...] aber ich hab einen bestimmten Freund, der sagt ganz klar, er möcht zum Beispiel keine Kinder haben, das weiß er schon jetzt und das sagt er schon länger, dass das so sein soll. Es gibt auf jeden Fall beides, es gibt auch diese Leute, die das ganz klar ausschließen.

Bm: Ich kann mich da bei deinem Freund anschließen, ich mag Kinder erziehen, aber i mag keine eigenen Kinder haben, es gibt einfach unterschiedliche Gründe dorthin. (GD4:46-57)

In Bezug auf den Wunsch nach Kindern, wurden demnach auch Veränderungen und Unsicherheiten, die im Verlauf des Lebens immer wieder auftreten können, in den Diskussionen oft intensiv thematisiert. Dabei wurde eine bewusste Entscheidung gegen oder für Kinder als eine heutzutage selbstverständliche aber auch erforderliche Option in die Diskussionen eingebracht. Der sich verändernde Wunsch nach Kindern spiegelte dabei auch unterschiedliche normative Erwartungshaltungen wider. So schien es selbstverständlich und erwartbar, wenn sich Menschen bis zu einem bestimmten Alter noch nie mit dem Thema Kinderwunsch auseinandergesetzt haben, es als „Nicht-Thema“ im Freundeskreis darstellten oder es offen ließen, ob sie sich noch dafür entscheiden würden (z.B.: Cw:GD1, Am:GD4, Dw:GD3, Dm:GD5). Sowohl Entscheidungen gegen als auch Entscheidungen für Kinder wurden allerdings als fragil diskutiert: So wurde bspw. der Wunsch einer jungen Studentin, einmal Kinder haben zu wollen, durch ihr Umfeld immer wieder in Frage gestellt und problematisiert (wie in GD3 diskutiert wurde), oder aber ließ sich die Entscheidung für eigene Kinder nicht immer leicht in die Realität umsetzen, bspw. wenn Kinder für mache Paare „schwer zu kriegen“ seien (wie in GD5 diskutiert wurde) oder die geeignete Partnerschaft dafür fehlt (wie bspw. in GD3).

Einer bewussten und bereits getroffenen Entscheidung für Kinder wurde auf expliziter Ebene jedenfalls das Potenzial zugeschrieben, zu einem erfüllten Leben zu führen. Grundsätzlich war den Diskussionen nämlich auch die Erwartung inhärent, dass jedes Individuum mit jeglicher

individuellen Entscheidung letztlich auch glücklich sein müsse, oder zumindest glaubhaft den Anschein erwecken sollte, glücklich zu sein. Wurde ein Kinderwunsch im Lebensverlauf realisiert, lag diesem Umstand in den Diskussionen oftmals die normative Erwartungshaltung eines damit verbundenen „Glücksgefühls“ zugrunde, das empfunden werden sollte. So bewertete bspw. eine Diskutantin die Tatsache, dass sie ein Kind bekommen hatte, ohne sich bewusst dafür entschieden zu haben, in dieser Retrospektive als „einfach ganz was Schönes. Also für mich, für mich gehört's schon dazu, für mein erfülltes Leben, dass ich einen Sohn hab, dass ich eine Schwiegertochter hab, dass ich eine Enkelin hab, das ist für mich schon erfüllend“ (Dw:GD4). Die normative Erwartung, dass es glücklich macht, wenn man ein Kind bekommt, kann aber auch bereits früher spürbar werden. Wenn bspw. eine Frau für ihre Entscheidung für ein Kind sehr lange gebraucht hatte, wurde auch das Umfeld darauf aufmerksam. "Von allen Seiten" wurde dann diese Erwartung immer wieder thematisiert, bis sie schließlich ein Kind bekommen hatte. In der Diskussion befand sie diese Entscheidung jedoch auch als gut und reflektierte: "Mutterschaft war für mich wichtig" (Dw:GD3).

In Bezug auf die individuellen Lebensvorstellungen zu eigenen Kindern wurde in vielen Diskussionen demnach das Umfeld als sehr zentral und einflussreich erachtet: Kinderwunsch und Elternschaft schien jedenfalls auch immer ein Thema des sozialen Umfelds zu sein, das es entweder auffällig findet, keinen Kinderwunsch zu haben, oder auffällig bzw. sogar verwerflich, einen expliziten Kinderwunsch zu haben. Dieses mache die Entscheidung für manche schwierig, verlange Mut von ihnen, oder aber würde Menschen erst auf die Idee bringen, sich doch für Kinder zu entscheiden oder sie auch dafür kritisieren, wenn sie sich Kinder wünschten (z.B. trotz guter Ausbildung, nur zur Selbstverwirklichung). In einer rein weiblichen Gruppe drehte sich die Diskussion sehr intensiv um die Diskrepanz, dass man zwar den Anspruch haben sollte, sich sein Leben nach individuellen Vorstellungen zu gestalten, sich von Erwartungen aus der Familie oder der Gesellschaft jedoch nicht so leicht abgrenzen könne, vor allem dann nicht, wenn ein harmonisches Familienleben doch auch wichtig wäre für ein erfülltes Leben. Gerade dieser „Harmonieanspruch“ (Bw:GD1) wurde anschließend dann wieder kritisiert, denn dieser führe erst zum Dilemma, es nie allen recht machen zu können. Diesbezüglich wurde jedoch auch durchgehend explizit der Anspruch formuliert, dass jegliche individuellen Entscheidungen akzeptiert werden müssen.

6.1.3 „Erfülltes Leben ist immer individuell“ – oder soziale Norm Kinderwunsch?

Die deskriptive Analyse der manifesten Inhalte ließ zunächst vermuten, dass vor allem die diskutierte Möglichkeit, der formulierte Anspruch und die geforderte Akzeptanz von individuell getroffenen, bewussten Entscheidungen für ein individuell erfüllendes Leben von großer Bedeutung und Notwendigkeit seien. Der Wunsch nach eigenen Kindern und die Erfüllung dieses Wunsches – so wurde durchwegs explizit betont – würde nicht (mehr) erwartet und sei auch keine Notwendigkeit mehr, um im Leben Erfüllung zu finden.

Auf latenter Ebene jedoch – so zeigte die rekonstruierende Analyse der latenten Inhalte – war dieser Wunsch nach eigenen Kindern dennoch immer Referenzpunkt und grundsätzlich erwartetes, zumindest aber unhinterfragtes Verhalten, also soziale Norm. So orientierte sich bspw. die mehrfach explizit formulierte Annahme, dass Menschen „sicher *auch* ein erfülltes Leben ohne Kinder“ haben könnten, an der Selbstverständlichkeit, dass man bei Menschen

mit Kindern jedenfalls von einem erfüllten Leben auszugehen schien – denn die gegensätzliche Formulierung und Betonung, nämlich, dass Menschen *mit* Kindern sicher auch ein erfülltes Leben hätten, fand sich in den Daten nicht. Von Personen, die einen Kinderwunsch haben und verwirklichen, wurde demnach weniger hinterfragt, ob diese ein erfülltes Leben hätten. Deren Verhalten und Wunsch wurde nicht so stark in Frage gestellt und zu begründen versucht, wie das Leben, Verhalten und Wünschen von Personen ohne Kinder. Vielmehr wurde in den Diskussionen versichert, dass diese ebenfalls ein erfülltes Leben hätten.

In der Analyse zeigte sich jedoch ein feiner Unterschied zwischen optionalem, sozial akzeptiertem Verhalten und unhinterfragtem, normativ erwartetem Verhalten. Keine Kinder zu haben und vor allem sich keine zu wünschen, kann eher unter ersterem eingeordnet werden: es schien in den Diskussionen durchaus möglich und akzeptiert, sich keine Kinder zu wünschen und keine zu haben. Dennoch blieb dies auf kollektiver und impliziter Ebene nicht unhinterfragt und wurde keineswegs davon ausgegangen, dass sich Menschen keine Kinder wünschen, und es wurde auch nicht normativ erwartet, dass Menschen letztendlich auch keine Kinder haben. Vielmehr war es kontinuierlicher Referenzpunkt und implizite soziale Norm, Kinder zu haben und letztlich auch, sich Kinder zu wünschen. Dem Status „kinderlos“ (GD1, GD4, GD5) vielmehr die Erwartung inhärent, dass der normative Zustand „Kinder“ eigentlich anzustreben sei.

Außerdem zeigte sich der sozial-normative Charakter des Kinderwunsches in der kollektiven Erwartung, dass es einen nachvollziehbaren Legitimationsgrund und eine Legitimierungsgeschichte gibt, wenn ein Mann oder eine Frau kein Kind hat oder haben wird. Es wurde von den Diskutant/innen mehr oder weniger implizit vorausgesetzt, dass es zumindest einen Reflexionsprozess zuvor gegeben hat, dem die bewusste Entscheidung gefolgt ist, keine eigenen Kinder bekommen zu wollen; dass eine Person, die keine Kinder hat, zumindest reflektiert hat, ob und warum sie sich keine Kinder wünscht. Außerdem schwingt in vielen Äußerungen die Erwartung mit, dass ein Mensch, der keine Kinder hat, ohne sich bewusst dagegen entschieden zu haben, diesem Umstand Bedeutung beimisst, ihn reflektiert oder noch nicht endgültig entscheiden wollte, eine Entscheidung aber auch potentiell bereut oder traurig darüber ist. Formulierungen, die auf diese normative Erwartung hindeuten, fanden sich zum Beispiel in folgenden Sequenzen der Diskussionen: „ich bin beruflich noch nicht so weit, ich will die Verantwortung noch nicht übernehmen“ (Cw:GD2), wenn es „auch völlig normal“ (Bm:GD5) heutzutage sei, keine Familie zu wollen, oder wenn zugestanden wurde, „die Erfüllung woanders zu finden“ (Dw:GD3), „keinen Bezug zu kleinen Kindern“ (Cw:GD3) zu haben, und „auch ein sehr glücklicher Mensch“ (Aw:GD3) ohne Kinder zu sein. Die Aussage „man bereut zum Schluss Dinge, die man nicht gemacht hat“ (Bm:GD5) nach einer Diskussionsphase, in der es um Menschen mit Kindern und Menschen ohne Kinder ging, könnte gar wie eine Prophezeiung für Menschen klingen, die bewusst keine Kinder bekommen haben.

Abweichungen von der sozialen Norm, dass Menschen sich Kinder wünschen und welche haben (werden), wurden in den Diskussionen zumindest als nicht selbstverständlich thematisiert. Deviantes Verhalten wurde allerdings nicht explizit sanktioniert, vor allem dann nicht, wenn es begründbar war oder angenommen wurde, dass es begründbar ist. Das heißt, Abweichungen schienen Argumentation und Legitimation zu erfordern, sowohl durch jene, die darüber diskutierten, als auch vonseiten der Menschen, über die diskutiert wurde, also jene, die sich eben

keine Kinder wünschen, oder die keine Kinder haben oder haben werden. Da in den Diskussionen mögliches, sozial akzeptiertes Verhalten sehr breit gefasst und vor allem auf die individuelle Erfüllung eines persönlichen Wunsches ausgerichtet war, schien – zumindest auf expliziter Ebene – jegliches Verhalten möglich, solange es begründbar ist:

In den Diskussionen tauchten demnach Gründe dafür auf kinderlos zu sein, die vor allem darauf beruhten, keinen Kinderwunsch zu haben, oder kein emotionales Bedürfnis nach Kindern zu verspüren. In den Diskursverläufen wurde dies als ein non-normativer Mangelzustand konstruiert, der im Umfeld mehr oder weniger explizit hinterfragt oder von den Personen selbst thematisiert und legitimiert wurde, z.B. „ich mag Kinder erziehen, aber i mag keine eigenen Kinder haben“ (Bm:GD4), oder "ich hab' mitbekommen, dass für viele Menschen diese zu einem erfüllten Leben dazu gehören, [...] ich persönlich hatte das nie“ (Cw:GD3). Wurde dieser non-normative Mangelzustand allerdings trotz eines durchaus bestehenden Kinderwunsches diskutiert – wenn also die Erfüllung dieses Wunsches für manche Menschen lange nicht oder aufgrund von Infertilität gar nicht möglich ist –, so wurden jene Menschen kollektiv in Schutz genommen, deren Bedauern und Trauern darüber als Legitimation für die Abweichung von der Norm als akzeptabel konstruiert und ihnen gewissermaßen und implizit auch die Absolution für diese Abweichung zusichert und geraten, „nicht zu hohe Erwartungen zu haben“ (Bm:GD5).

Andere Begründungen zielten eher darauf ab, eine bewusste rationale Entscheidung gegen Kinder anzunehmen und dementsprechend Gründe zu diskutieren, warum Menschen ohne Kinder leben. Diese hätten sich möglicherweise so entschieden, um frei zu sein von Einschränkungen und von Belastungen, bspw. hätten diese Menschen weniger Vereinbarkeitsdruck und mehr berufliche Chancen, keine Sorgen durch Kindeserziehung oder durch Kritik daran, oder könnten freier ihre Reise-, Freizeit- und Urlaubsaktivitäten planen. Implizit wird ihnen damit die bewusste Abweichung von der sozialen Norm – mit der diese Belastungen und Einschränkungen ja potentiell einhergehen und die Menschen, die den normativen Erwartungen entsprechen auch bewältigen müssen – auch vorgeworfen. Diese latente Kritik an der Abweichung von der Norm findet sich bspw. zwischen den Zeilen des explizit Gesagten eines Diskutanten: „ist nix Verbotenes, ist ja toll“ (Cm:GD5). Implizite Kritik an bewusst kinderlosen Menschen findet sich auch in Diskursverläufen, in denen potentielle Konsequenzen thematisiert werden, die diese Menschen dann aber auch zu tragen hätten, z.B. den Mangel an Liebe und familiären Beziehungen, den Verzicht auf diesen „sicheren Hafen“, oder die Angst davor, es doch einmal zu bereuen.

Vor dem Hintergrund des starken Fokus auf die individuelle Lebensgestaltung und die für ein erfülltes Leben relevanten individuellen Entscheidungen entlang individueller Wünsche zeigte die Analyse der latenten Ebene der Diskussionsverläufe aber auch die ambivalenten Haltungen dazu auf. Denn in den Diskussionen zur individuellen Lebensgestaltung schwang die implizite Erwartung mit, dass jedes Individuum ihre oder seine eigenen Wünsche erkennen, sich derer bewusst und sicher sein und sie anschließend als Begründungen für bestimmte Entscheidungen äußern können müsse. Diese Erwartung gründete auf dem Bewusstsein der Diskutant/innen, dass aufgrund der vielfältigen Möglichkeiten auch jegliche Entscheidungen und Lebensentwürfe wahrgenommen, beobachtet und miteinander verglichen, einander gegenübergestellt und miteinander abgewogen werden (könnten). Die Diskussionsverläufe wiesen auch auf ein Bewusstsein hin, dass die erhöhte Zahl der unterschiedlichen Möglichkeiten es

zunehmend schwieriger macht sich zu entscheiden und die Wahrscheinlichkeit erhöht, bestimmte Entscheidungen auch zu bereuen. Auch das Bewusstsein für eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, von außen negativ bewertet zu werden, wenn andere ein (komplett) anderes Lebenskonzept haben, fand sich in den Daten. In Bezug auf den Kinderwunsch schien jedoch jede Entscheidung – und sei sie noch so individuell begründbar – in Referenz zur sozialen Norm Kinderwunsch notwendig zu sein.

6.1.4 Kinder oder Familie haben wollen: Geschlechtsspezifische Unterschiede

Die Analyse der Daten zu den normativen Erwartungen und Zuschreibungen in Bezug auf den Kinderwunsch und dessen Verwirklichung belegen relevante Unterschiede in ihrer Bedeutung für Frauen und für Männer. Diese Unterschiede zeigten sich bereits auf Ebene der Diskursverläufe und manifesten Inhalte, aber auch in der tiefergehenden Interpretation der latenten Bedeutung bzw. des dokumentarischen Sinngehalts (siehe Analysemethodik, Kapitel 5.5).

Zunächst zeigte sich auf vordergründig-manifester Ebene, dass Teilnehmer/innen explizit nach Geschlecht differenzierten, nicht nur was den Wunsch nach Familie und die Entscheidung für Kinder, sondern auch was die Verantwortung für die Umsetzung und die Konsequenzen daraus betrifft. Die gemischtgeschlechtliche Gruppe GD2 bspw. schrieb diesbezüglich Mann und Frau auch unterschiedliche Verantwortlichkeiten zu:

Cw: *Es geht auch die Schere zwischen Mann und Frau geht auch sehr auseinander, weil eine Frau bald einmal spätgebärend ist und vielleicht Kinder haben will, er sagt ich bin beruflich noch nicht so weit, ich will die Verantwortung noch nicht übernehmen, kann sie finanziell noch nicht übernehmen, da geht's auch ums Finanzielle, oder überhaupt, die Verantwortung für das zu übernehmen, ist dann für den Mann vielleicht noch zu früh, das ist das was ich jetzt wahrnehme, dass sich das rausschiebt, aber für die Frau dann aber vielleicht später zu spät ist. Und da klafft's dann auch jetzt wieder auseinander. Das ist auch ein Thema.*

Aw: *Ich glaub' dass es auch dem zugrunde liegt, dass mittlerweile gefühlt jeder studieren geht und sich durch das Studium vieles nach hinten verschiebt. [...]*

Bm: *Ich glaub es ist wieder im Abnehmen ((Aw stimmt zu)) weil man einfach heute kein gesellschaftliches Renommee mehr ernten kann mit einem Studium [...], früher war das der Zugang zu gutbezahlten Jobs [...]. Die Verschiebungen der Familiengründungen, das hängt sicher damit zusammen, dass die Ausbildungen länger dauern, aber auch, dass es so viele Möglichkeiten gibt, die es früher nicht gab. Und die Orientierungslosigkeit [...]. In Wirklichkeit, engen sich die wirklichen Möglichkeiten eh ein. [...] Ich bin auch der Meinung, es is vermutlich nicht möglich, gelungenes Leben zu diagnostizieren, wenn man zurückblickt, wenn man das Leben nur auf sich bezogen hat. Es muss was dabei gewesen sein, was ich für andere gemacht hab, wo ich mich für andere eingesetzt hab, ich glaub, das ist auch sehr sinnstiftend. Sei es, dass ich eine Familie gegründet hab oder im Gemeinderat, bei der Feuerwehr war. ((Cw und Dm stimmen zu)) (GD2:52-54)*

Während Männern eher die finanzielle Verantwortung zugeschrieben wurde, die sie über berufliche Karrieren eher später übernehmen könnten oder wollten, thematisierten die Diskutant/innen für Frauen eher das Ziel, einmal Kinder zu haben, sahen eher für Frauen den Druck, sich möglichst früh zu entscheiden, und eher die Gefahr, eine Entscheidung gegen Kinder zu einem späteren Zeitpunkt im Leben zu hinterfragen. Dass für Frauen ihr Alter eine bedeutendere Rolle spiele, wurde bspw. auch in der rein männlichen Gruppe diskutiert: Frauen würden „zwischen den Stühlen sitzen“ (Dm:GD5), weil sie sich einerseits für den Kinderwunsch verantwortlicher fühlten und dennoch auch mit Ausbildung und Karriere ein „vollwertiges gesellschaftliches Mitglied sein“ (Dm:GD5) möchten. Wenn jedoch eine Familiengründung anstehe,

so die Männer in GD5, müsse dies heutzutage gut geplant sein und habe auch Konsequenzen, die berücksichtigt werden sollten:

Cm: *Man muss unterscheiden, hat man Familie oder nicht. Das ist eine ganz andere Basis einfach. Wenn man schon in einem fortgeschrittenen Alter ist und man sagt, für mich ist das Thema schon abgeschlossen ist, ob ich Familie habe oder nicht, weil entweder hab ich Familie oder ich hab's nicht, das ist klar definierbar, und dann muss man schauen war ich alleinerziehend oder nicht, das sind so Weichenstellungen gewesen, die sehr viel bewirkt haben, wenn ich alleinstehend bin, oder verpartnert bin, egal, was auch immer, oder ich bin kinderlos, kann ich mir ein ganz anderes Leben einteilen und wenn's passt kann ich ganz andere Sachen machen, als wenn ich sag, ich bin mit Kindern umgeben, eins oder mehrere ist ja egal, da ist ja das ganze Leben ganz anders gelaufen. Einerseits die Basis, die ich mir schaffen konnte, beruflich, finanziell, genauso die Sorgen die man hat sind ganz andere. Und wenn ich alleinstehend bin, oder ich bin zu zweit ohne Kinder, da kann man sich vielleicht was aufbauen, sagt ich kann das Leben genießen, reisen oder andere Sachen verwirklichen, ist alles schön, ist nix Verbotenes, ist ja toll, die haben auch ganz andere Möglichkeiten im Berufsleben, weil wenn man als Frau in Karenz war, man kommt wieder zurück, ist das mitunter schwierig. Oder eine Geschichte im Musikbusiness, relativ weit oben, ein Freund von mir, der wollte gern das Papamonat nehmen, kam die Rückmeldung, wenn er das macht, braucht er gar nicht mehr kommen. Wenn ich aber kinderlos bin, komm ich nicht auf die Idee. Bin vielleicht angesehen, für Höheres geweiht, weil mit Kindern fällst aus. Ganz schwierig zu sagen.*

Bm: *Ich glaub a, dass die Lebensziele völlig unterschiedlich sind, wenn ma Kinder hat, Kinder so zu erziehen, dass sie zu selbstreflektierten, glücklichen Menschen heranwachsen, a gutes Leben dann haben, brauchst dir keine Sorgen zu machen und hast hoffentlich a gute Beziehung mit ihnen für immer und hast am Sterbebett trotzdem das Gefühl, ich hab alles gmacht was i machen wollt, und ausprobiert. Da gibts ja diesen Spruch, man bereut zum Schluss Dinge, die man nicht gemacht hat. (GD5:32-33)*

6.1.4.1 Frauen wünschen sich Kinder oder wünschen sich keine Kinder

Waren Frauen in den Diskussionsrunden am Wort oder wurde über Frauen gesprochen, so enthielten die Diskursverläufe häufig die Formulierung, dass sich Frauen Kinder wünschen und Frauen Kinder kriegen. Die Teilnehmer/innen tauschten sich über deren vorhandenen oder nicht vorhandenen Kinderwunsch aus, und diskutierten sehr viel ausführlicher als für Männer die vielen Optionen, (Familien-)Leben zu gestalten, sowie die damit verbundenen Ansprüche (wie Selbstbestimmung) und Konsequenzen (wie Gehaltsverluste). Die Frauen und Männer in den Gruppendiskussionen diskutierten intensiv die vielen zusätzlichen Möglichkeiten für Frauen, ihr Leben dahingehend zu gestalten, zu entscheiden ob sie Kinder wollten oder nicht, ob und wie sie arbeiten wollten, wenn sie Kinder haben.

Die Formulierung, dass Frauen eine Familie gründen, fand sich hingegen in den Gruppendiskussionen nicht, weder in rein weiblichen Gruppen, noch in den anderen Gruppen, wenn über Frauen diskutiert wurde. Zudem wurde – vor allem von Frauen – ein Unterschied gemacht zwischen dem Umstand, Kinder zu haben und dem Umstand, Familie zu haben. Mit letzterem wurde nämlich auch explizit die Ursprungsfamilie diskutiert (z.B. GD3), negative Seiten des Familienlebens und -alltags angesprochen, oder die Familie gemeint, die man durch eine Partnerschaft erlebt (z.B. GD1), aber auch die soziale Verbundenheit, die man durch Freundschaft erlebt (z.B. GD2, GD4).

Die Teilnehmer/innen diskutierten in Bezug auf Frauen – viel eher und detaillierter als in Bezug auf Männer – deren individuelle Haltung zu einem Wunsch nach Kindern oder zur Situation Kinder zu haben, in Verbindung mit den Vorstellungen davon oder Assoziationen damit, sowie

die individuelle Entscheidung von Frauen dafür oder dagegen. In Bezug auf diese Entscheidung wurden in allen Gruppen auch immer wieder die immensen Veränderungen und vielfältigen Anforderungen angesprochen, die für eine Frau mit der Verwirklichung dieses Wunsches einhergehen würden: „eine liebende Mutter, Partnerin trotzdem noch, auch immer den Haushalt schupfen, und dann zusätzlich, [...] erfolgreich sein, im Sinne, eine Karriere machen. Und das alles gleichzeitig“ (Dw:GD1). Frauen würden also „zwischen den Stühlen“ (Dm:GD5) sitzen, wären von dem „Dilemma“ (GD3:Dw), zwischen Karriere und Kindern entscheiden zu müssen, viel massiver betroffen, und müssten „Glück“ (Aw:GD3) haben, wenn sie auch mit Kindern weiterhin „unbesorgt“ (Bw:GD3) berufstätig und dadurch eine „ausgeglichene Mutter“ (Aw:GD3) sein könnten. Es konnte aber auch als „Tabubruch“ oder gar als „Stigma“ erlebt werden, als junge Frau trotz guter Ausbildung ein Kind zu wollen, wie bspw. eine jüngere Diskutantin (Ew:GD3) es erlebte, wenn sie ihren Wunsch nach eigenen Kindern kundtat. Insgesamt wurde aber die Überzeugung geteilt, dass es „unbefriedigend“ wäre, wegen eigenen Kindern nicht berufstätig zu sein und dass Frauen mit Kindern „auch arbeiten“ wollen. Eigene Kinder haben zu wollen, stünde für Frauen oft den Zielen Freiheit, Eigenständigkeit und auch Individualität entgegen, die für eine gesteigerte Lebensqualität jedoch wichtig seien. Gleichzeitig wurde der Anspruch formuliert, dass Freiheit und Eigenständigkeit trotz Kindern erhalten und möglich bleiben sollten und nicht erst wieder zurückgewonnen werden sollten, wenn Frauen erwachsene Kinder haben.

Die in den Gruppen vorherrschende, explizite Einigkeit darüber, dass es auch Glück bedeute und ein erfülltes Leben sein könne, wenn man keine Kinder habe und es so möchte, betraf vor allem Frauen. Dabei wurde betont, dass es verschiedene Lebensentwürfe und Gründe gäbe, dass Frauen sich gegen Kinder entscheiden würden, bspw. um „Erfüllung woanders zu finden“ (Dw:GD3), weil Kinder in Konflikt mit ihrem Beruf und ihrer Karriere oder auch ihrer persönlichen Entwicklung kommen würden. Insbesondere derartige individuelle Entscheidungen von Frauen müssten folge dessen akzeptiert werden, so der explizit formulierte Anspruch, unabhängig davon, ob sie Kinder haben wollten oder nicht, und auch unabhängig davon, wie sie ihr Leben mit Kindern gestalten wollten: Frauen können auch ohne Kinder ein erfülltes Leben haben, vorausgesetzt, sie wollten keine. Gleichzeitig wurde eingebracht, dass es auch „ok“ (Aw:GD3) und für Frauen sicher schwierig und eine „sehr mutige Entscheidung“ (Dw:GD3) sei, sich gegen Kinder zu entscheiden und "etwas Anderes zu machen" (Dw:GD3).

Der Kinderwunsch bei Frauen zog sich zumindest als Referenzpunkt durch die Diskussionen unter Frauen, aber auch über Frauen und ihre Lebensziele. Auch wenn sich die Diskutant/innen explizit dagegen ausgesprochen haben, dass Frauen Kinder bekommen sollten, nur weil es von ihnen erwartet wird, waren diese Erwartungen auf latenter Ebene in der Analyse zu erkennen. Auch für die Diskutant/innen waren diese wahrscheinlich als Referenz spürbar, wenngleich nicht unbedingt bewusst: Normative Erwartungen können verinnerlicht sein, weil erwartet wird, dass auch die anderen im Umfeld es erwarten (siehe Theoretische Rahmung und Kontextualisierung, Kapitel 3). Allerdings zeigten sich in der Analyse feine Unterschiede und Nuancen in der Art und Weise, wie der Kinderwunsch von Frauen diskutiert und welche Kontingenz und Variabilität der Lebensgestaltung von Frauen zugeschrieben wurde. Dies zeigte sich auch in der Betonung der persönlichen Entscheidung einer Frau und ihrer individuellen Bedürfnisse, Sehnsüchte, Ziele. Die persönlichen Bezüge und Erfahrungen wurden von Frauen (in den gemischtgeschlechtlichen Gruppen GD2 und GD4) und unter Frauen (in den

rein weiblichen Gruppen GD1 und GD3) und für Frauen (in allen Gruppen) viel stärker, exklusiver und vor allem vielschichtiger als für Männer diskutiert:

(1) Für eine Frau, die Kinder hat, wurde eher angenommen als für einen Mann, dass sie sich ihren Wunsch nach Kindern erfüllt hat, folge dessen glücklich und erfüllt ist und sich dafür auch nicht mit ihrem Wunsch rechtfertigen musste: Es sei zwar kein "Rezept" für ein erfülltes Leben, aber zumindest für ein sorgenfreies Leben ohne Druck durch das Umfeld (GD3), für etwas „natürlich sehr Schönes“, mit dem sich eine Frau „natürlich“ auseinandersetzt (GD4).

(2) Frauen, die sich Kinder wünschen, wurden unterschiedlich thematisiert und diskutiert, je nachdem, ob und in welchem Ausmaß sie sich wünschten und erwarteten, sich der emotionalen und mütterlichen Seite widmen zu können, oder in welchem Ausmaß sie sich wünschten und erwarteten, ihre berufliche Tätigkeit und persönlichen Ziele hintanzustellen.

Ew: *es ist sehr schwierig darüber zu reden, weil dann ist das so, was, du würdest zuhause bleiben, und ((lachend)), du würdest deine Karriere opfern für Kinder. Und das ist fast so ein Stigma, oder ich hab das Gefühl, dass die Idee so ist, Frauen machen Karriere und das ist so das Empowerment oder das ist so was meine Generation machen sollte. Und wenn ich dann sag, ich kann mir gut vorstellen in Karenz zu sein, oder ich kann mir gut vorstellen, zwei Jahr zu Hause zu sein, dann ist das so ein Schock. Oder dann ist das halt irgendwie so ein Tabubruch auf die Art oder ein Tabu für Leute, weil in meinem Umfeld Karriere so wichtig ist, grade für Frauen und es ist ein bisschen so, du bist so weit gekommen, und dann opferst du das, weil du wirst weniger Chancen haben. [...]*

Aw: *Und ich hab immer Arbeit und Kinder vereint und ich glaube ich wäre keine glückliche Mutter gewesen oder ausgeglichene Mutter, wenn ich das nicht gehabt hätte und wenn ich zugunsten der Kinder darauf verzichtet hätte. Deswegen war ich eigentlich ganz schockiert wie die Ew gesagt hat, du wirst zu Hause bleiben. Ich muss ja nicht zuhause bleiben, wenn ich Kinder hab. (GD3:2-6)*

Dw: *[...] mein Schwager und mein Bruder sind auch bei den Kindern, alles, ganz viel Zeit alleine mit ihren Kindern, aber dennoch kommt mir vor, von der Frau wird trotzdem erwartet, also eine liebende Mutter, also immer bereit, Partnerin trotzdem noch, auch immer den Haushalt schupfen, und dann zusätzlich, das is schon ein gewisser Druck, man erwartet für ein erfülltes Leben, erfolgreich sein und erfolgreich im Sinne, eine Karriere machen. und das alles gleichzeitig.*

Ew: *Das ist genau das Thema, was ich angesprochen hab, das hat nix mit einem erfüllten Leben zu tun, das hat nur damit zu tun, gesellschaftlichen Erwartungen zu entsprechen. Dass die Frau für die Kinder da ist, ich hab das auch erlebt, weil ich eben auch immer gearbeitet hab, weil ich einfach die bessere Ausbildung hatte wie mein Mann, daher immer mehr verdient hab, aber er hat sich um die Kinder gekümmert, er war immer da. [...] Und ich hab von meiner eigenen Schwester immer g'hört, du bist eine Rabenmutter, warum hast du überhaupt Kinder kriegt. Aber für mich passt das. Und ich glaub, das ist ganz wichtig, dass man schaut, was macht mich glücklich. (GD1:27-30)*

Wurde über Frauen diskutiert, die ihren Wunsch nach Kindern mit beruflichem Rückzug und zeitlich umfassender Betreuung ihrer Kinder verbanden, bedurfte dies keiner rationalen Begründungen. Diese Art des Kinderwunsches inkludierte, „Opfer“ zu bringen und auf etwas zu verzichten. Diesbezüglich wurden Frauen thematisiert, die sich zwar Kinder wünschen, aber zögern würden diesen Wunsch umzusetzen, weil sie beruflich zurückstellen wollen, jedoch nicht können, weil heute eben nicht möglich sei, dass nur der Mann Geld verdient und eine Frau auch arbeiten müsste. Jene Frauen erwarteten sich vom Muttersein aber etwas Anderes und würden diese Doppelbelastung, auch noch Geld verdienen zu müssen, nicht tragen möchten.

Im Unterschied dazu wurde diskutiert, sich als Frau zwar Kinder zu wünschen, aber bei der Umsetzung zu zögern, weil sie die berufliche Tätigkeit *nicht* zurückzustellen will. Diesbezüglich wurde bspw. auch der Anspruch formuliert, dass Kinder die Freiheit einer Frau auch nicht einschränken sollten (GD4), und das heutzutage aber auch eher möglich sei, da Männer „auch alles machen“.

(3) Demzufolge gibt es – analytisch weitergedacht – Frauen, die sich aus diesen Gründen dann trotz Wunsches gegen Kinder entscheiden: zum einen, (A) weil die eigenen Idealvorstellungen von Ansprüche ans Muttersein nicht damit kompatibel sind, sie eigentlich nicht arbeiten gehen möchten als Mutter, es aber klar ist, dass das nicht möglich ist, weil ihr Gehalt zur finanziellen Absicherung der Familie notwendig wäre; zum anderen, (B) weil sie die beruflichen und persönlichen Ziele nicht zurückschrauben wollen, jedoch merken, dass das nicht möglich ist, weil Partner oder Umstände nicht passen. Dabei wurde es in den Diskussionen als Möglichkeit thematisiert, dass sich Frauen aus diesen Gründen gegen Kinder entscheiden, trotz ihres Wunsches. In diesem Zusammenhang wurde jedoch auch die Gefahr gesehen, dass dieser Wunsch zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufkeimen könnte, Frauen ihre Entscheidung bereuen könnten und unglücklich wären. Als persönlich gemachte oder bei anderen erlebte Erfahrung kam dies in den Gruppendiskussionen jedoch nicht vor.

(4) Frauen, die keine Kinder haben, und vor allem Frauen, die sich keine Kinder *wünschen*, fielen auf – trotz der expliziten Betonung, dass dies heutzutage viel eher vorstellbar ist –, lösten Erstaunen aus („ist es jetzt erst ok oder war das immer so?“, GD3) oder evozierten Prophezeiungen („dass man das bereut, was man nicht gemacht hat“, GD5, „stellt sich erst später heraus“, GD4). Außerdem wurde nach Begründungen und Rechtfertigungen dafür gesucht und ihr Verhalten in den Diskussionen von anderen verteidigt. Frauen selbst reflektierten das „natürlich“ auch häufig (GD3, GD4) und rechtfertigten sich dafür, vor sich selbst und auch vor anderen, oder schienen zumindest das Gefühl zu haben, sich rechtfertigen zu müssen. Dies spiegelte die normative Erwartung an sie wider, sich Kinder zu wünschen bzw. zumindest begründen zu können, warum sie keine haben.

(5) Diese Rechtfertigung für Kinderlosigkeit war zumindest mit dem fehlenden Kinderwunsch, aber auch mit dem Wunsch nach Kinderlosigkeit möglich. Dieser wurde zumeist sehr klar, überzeugend, fast leidenschaftlich argumentiert und möglichst sachlich fundiert, standfest und wenig emotional formuliert, oder wurde auch mit fehlender Emotionalität und Mütterlichkeit gut begründet. Würde die Entscheidung einer Frau also gegen die normative Erwartung, Kinder zu haben, ausfallen, so wurde implizit der damit verbundene Mut und eine Standfestigkeit erwartet und auch bewundert. Dies zeigte sich bspw. in der Annahme, dass diese Frauen eine „Haltung haben“ würden, und zwar idealerweise „immer schon“, zeigte sich in den wiederholten Betonungen, dass man „keinen Bezug zu Kindern“ und „nie“ einen Kinderwunsch hatte, „nicht Mutter sein wollte“, oder darüber legitimiert, dass eine Frau antizipiert hatte, aus bestimmten Gründen keine gute, emotional zugewandte und liebende Mutter sein zu können.

Frauen, die sich nie Kinder wünschen, wurden demnach diskutiert als jene, die nicht das Bedürfnis danach entwickelten, den emotionalen Bezug dazu nicht spürten, oder davon überzeugt seien, (A) *auch ohne Kinder* ein erfülltes Leben haben, bzw. (B) *nur ohne Kinder* ein erfülltes Leben haben zu können. Wichtig schien jedoch, dass jene Frauen dies eben auch standfest vertreten und begründen können, zum Beispiel, weil andere persönliche oder auch

berufliche Wünsche im Vordergrund stehen, deren Erfüllung beglückend und erfüllend genug ist, oder weil eine Frau keine Mutter sein mag oder vermutet, keine gute Mutter zu sein.

Insgesamt zeigte die Analyse die implizite normative Erwartungshaltung, dass vor allem eine Frau, die sich *kein* Kind wünscht, auch eher keines bekommen sollte. Allerdings lag auf latenter Ebene auch die normative Erwartung zugrunde, dass Frauen, die sich kein Kind wünschen, dies kontinuierlich reflektieren und hinterfragen sollten. Ein nicht vorhandener, oder „fehlender“ Kinderwunsch sollte sich außerdem im Verlauf des Lebens dieser Frau nicht verändern und stabil bleiben, auch wenn sie älter wird. Diese normativen Erwartungen seitens des Umfelds wurden auf latenter Ebene sehr deutlich und erforderten von Frauen diese Stabilität, Überzeugung und kontinuierliche Standfestigkeit, weil in den Diskussionen andernfalls Misstrauen und Erstaunen gegenüber dieser Abweichung von der Norm spürbar wurde.

Referenzfolie, von der sich die Diskutant/innen abgrenzten, war jedoch auch in diesem Fall die Selbstverständlichkeit, als Frau Kinder zu haben, weil sich eine Frau wünscht, Kinder zu haben. Dies mache „sicher“ glücklich, aber eine Entscheidung dagegen schließe nicht aus, dass eine Frau „auch“ glücklich ist, bzw. glücklich sein kann, wenn sie keine hat. Dies scheint von Frauen selbst versichert zu werden und in weiterer Folge in der Erzählung über Frauen auch von anderen versichert zu werden:

Cw: *Ich wollte nie Kinder. Ich hab auch keinen Bezug, also ich, normal, also- [Tonprobleme] [...] nur Kinder, das, ahm, hatt ich nie, na? Und dann hab ich mir natürlich Gedanken gemacht, warum ist das bei mir nicht, weil Frau, na, vor allem wie ich jünger war, das sollte doch so sein, dann kam natürlich auch irgendwann, na warte, bis die biologische Uhr zu ticken beginnt, die tickt no immer, aber für mich jetzt nicht schneller oder langsamer, es ist mir egal.*

Aw: *Also, ich hab in meiner Verwandtschaft auch eine Tante von mir, die ist aber nur 10 Jahr älter als ich und deshalb war sie für mich immer eine große Schwester, und die hat genau die gleiche Haltung wie du. Deshalb hat mich das jetzt interessiert. Hat auch keine Kinder, wollte nie Kinder, versteht überhaupt nicht, warum mir meine Kinder wichtig sind, außer halt, so, rein theoretisch, aber praktisch kann sie's nicht ganz nachvollziehen, hat keinen Bezug zu, vor allem kleinen Kindern, und ist auch ein sehr glücklicher Mensch, würde durchaus auch sagen, dass sie ein erfüllter Mensch ist, bin ich ganz sicher. (GD3:12-14)*

Grundsätzlich schwang in den Diskussionsverläufen zur Entscheidung für oder gegen eigene Kinder außerdem die Erwartung an Frauen mit, sich der „Verantwortung als Mutter bewusst zu sein“ (Cw:GD2), die beinhaltete, sich genügend Zeit nehmen zu können und Geduld zu haben, sich die Entscheidung für eigene Kinder daher sehr gut zu überlegen, sich ausführlich damit zu beschäftigen, zu reflektieren, und die Entscheidung bewusst zu treffen. Die Diskussionen spiegelten dabei die normative Erwartung an Frauen wider, sich eher gegen Kinder zu entscheiden, wenn ihnen Freiheit, Selbstverwirklichung und -darstellung, oder ihre Karriere sehr wichtig waren, oder sie sich emotional und zeitlich nicht dem Kind widmen möchten. Gleichzeitig schien eine Frau mit diesen Zielen (Freiheit, Karriere, Selbstdarstellung) aber auch eher aufzufallen, vor allem dann, wenn sie sich dennoch Kinder wünscht und diesen Wunsch auch verwirklichen würde. Die von Diskutant/innen geäußerte Kritik, den Kinderwunsch wie ein anderes Lebensziel „abzuhaken“ (GD4), eigene Kinder zu bekommen, um den Erwartungen des Umfelds zu entsprechen, zum „Selbstaussdruck“ (GD4) oder zur Optimierung des Lebenslaufes (GD5), verbunden mit dem Streben nach Gleichberechtigung (GD4), wurde also implizit vor allem als Kritik an Frauen formuliert. Auf diese Weise würde die „Liebe verloren“ (Am:GD4) gehen, die mit der Mutterschaft einhergehen sollte. Für Männer fand sich diese

Art an normativen Erwartungen und Beurteilungen in Bezug auf ihren Kinderwunsch in den Daten nicht.

6.1.4.2 Männer gründen eine Familie

Die geschlechtsspezifische und für Frauen rekonstruierte Bedeutung von Kindern im Lebenslauf von Frauen wird im Kontrast zu Männern auffallend: Für Männer und von Männern wurde weniger der Kinderwunsch selbst thematisiert oder diskutiert, sondern die „Familiengründung“ oder ob Männer „Familie haben oder nicht“ und das „Familienthema“ abgeschlossen ist oder nicht, und ob sie „Lust“ auf ein Kind haben oder keines haben möchten. Sich ein Kind oder Kinder zu wünschen, ein Kind oder Kinder zu bekommen und zu haben, wird also für Frauen viel expliziter so benannt, und differenzierter und detaillierter diskutiert als für Männer. Die Formulierungen, die für Männer und von Männern verwendet wurden, wirkten hingegen eher distanziert, verwiesen deutlich weniger auf einen gefühlten und reflektierten Wunsch nach einem Kind oder auf die erwartete und ausgestaltete Beziehung zu einem Kind als dies bei Diskussionen über Frauen der Fall war. Sie bezogen sich vielmehr auf das Planen, das Gründen und das Beginnen einer neuen Lebensphase und verwiesen eher auf den repräsentativen Status, eine Familie zu haben und auch auf die Verantwortung, eine Familie zu erhalten. So stand in den Diskussionen in Bezug auf diese Lebensphase für Männer eher im Vordergrund, ob die finanzielle Absicherung für eine Familie schon passe, das Kinderkriegen durch einen sicheren, gutbezahlten Job ermöglicht werden könne und die langfristige Verantwortung für die Gründung und finanzielle Erhaltung einer Familie schon übernommen werden kann. Diskutiert wurde eher, ob der dafür geeignete Job schon gefunden und berufliche Ziele schon verwirklicht worden seien oder ob Selbstfindung und Ausbildung noch länger dauern würden und – im Unterschied zu Frauen – auch länger dauern könnten. Im Gegensatz zu Diskussionen unter oder über Frauen trat eher weniger der Wunsch nach einem Kind oder nach einer Vater-Kind-Beziehung im Diskurs zutage, sondern eher, das Kind oder die Familie zu haben und mitzuerleben: „Wenn ich ein Kind habe, das ich gern habe und ich sehe wie sich das entwickelt, das ist einfach ein Glücksgefühl, auch wenn natürlich materielle Grundlage da sein muss“ (Bm:GD2).

Erfüllung und Lebenszufriedenheit wurden in der Diskussion über oder unter Männern eher in Zusammenhang mit rationalen und definierbaren Zielen thematisiert, die erreicht werden. So wurden beispielsweise unterschiedliche Ziele in der Männergruppe diskutiert, die man verfolgt oder erreicht, die wenig mit Familie zu tun hatten, mit dem Tenor: „jeder findet seinen Everest woanders“ (Am:GD5). Neben beruflichen Zielen, Reisen, oder Wohlstand, reihte sich auch das Ziel der Gründung einer Familie oder das Haben einer Familie ein. In Erfüllung gehende Wünsche auf emotionaler oder beziehungsorientierter Ebene kamen hingegen nur sehr marginal vor und prägten seltener den Diskursverlauf. So wurde selten davon gesprochen, ob man einen Kinderwunsch oder keinen habe, was es bedeuten würde oder sich vorzustellen, wie man als Vater wäre, oder sich wegen beruflicher Konsequenzen gegen das Vatersein zu entscheiden. In den Diskursverläufen spielte auch die individuelle Entscheidung zur Vaterschaft weniger eine Rolle, vielmehr lag der Fokus auf der Partnerschaft, der Partnerin und ihrer Bereitschaft, Kinder zu bekommen, sowie auf der Abhängigkeit von der Natur (GD5).

Ablehnung wurde gegenüber detailliert geplantem und „gezielt ausfinanziertem“ (Bm:GD4) Kinderkriegen spürbar. Außerdem wurden bestimmte Verhaltens- und Erziehungsweisen sehr

ablehnend diskutiert, die des „überbehüteten“, „überregulierten“ und überinformierten und dennoch verunsicherten Elternseins. In GD4 wurde diesbezüglich befürchtet, dass dies „den natürlichen Fluss der Liebe“ (Cw:GD4) hemmen würde; in GD5 wurde die Unsicherheit mit „how to family“ (Bm:GD5) umschrieben. Diese Ablehnung wiederum wurde in den Diskussionen unter Männern oder in den gemischtgeschlechtlichen Gruppen mit Beobachtungen untermauert, wie vor allem Frauen mit dem Kinderkriegen und der Erziehung der Kinder umgehen. An Frauen und Müttern wurde explizit Kritik geäußert, zum Beispiel, in Bezug auf ihren Umgang mit digitalen Medien im Familienalltag und bei der Betreuung und Erziehung der Kinder, ihren Umgang mit und die Zeit in der Natur, und dass sie generell weniger Zeit für Kinder hätten, gleichzeitig jedoch durch den „Kampf der Geschlechter sehr gut ausstaffiert“ (Bm:GD4) wurden. Die Diskursverläufe beinhalteten auch implizite Kritik daran, bspw. wenn thematisiert und gefordert wurde, wieder mehr Natürlichkeit, Liebe und Natur im Elternwerden und Elternsein, und in der Erziehung walten zu lassen, wieder mehr Intuition zuzulassen. Implizit könnte diesen Formulierungen auch ein Wunsch nach alten und intuitiven Geschlechterrollen zugrunde liegen, bspw. wenn festgestellt wurde, dass Frauen heute gezwungen seien zu arbeiten, bei der Umsetzung des Kinderwunsches die Natürlichkeit fehle und die Liebe verloren ginge. Die Diskussionen zeigten, dass diesbezüglich der Druck für Männer nicht so groß zu sein scheint; auch bei der Verwirklichung des Kinderwunsches bzw. der Umsetzung der Familiengründung schien es, als würden bei Männern nicht die damit verbundenen Konsequenzen beruflicher Natur und der Zeitpunkt zu bedenken sein. Außerdem schien der normative Druck für Männer nicht so groß zu sein, die Elternschaft und Erziehung „gut“ umzusetzen, „gute Kinder“ zu erziehen, diese „Verantwortung zu übernehmen“ und diesbezüglich der Bewertung von außen zu unterliegen. Vielmehr sei die „Familienplanung“ (Am:GD5) für einen Mann sehr individuell, weil bei Kindern stark "die Natur mit dir kommuniziert und dir sagt, du willst das oder du willst das net" (Bm:GD5). Ein anderer Diskutant drückte es so aus: „Wenn man Lust auf Kinder hat, dann hat man Kinder, wenn man keine Lust auf Kinder, hat man keine Lust auf Kinder“ (Bm:GD4).

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Für Frauen lassen sich daher mehrfache und vielschichtige normative Erwartungen und Selbstverständlichkeiten eruieren, die bereits vor der Entscheidung für oder gegen ein eigenes Kind relevant sind. Ein Kinderwunsch bei Frauen sowie die Erfüllung dieses bestehenden Kinderwunsches wird als normativ und latent erwartetes Verhalten in den Daten deutlich. Abweichungen davon werden zumindest thematisiert, als nicht selbstverständlich angesehen und erfordern Argumentation und Legitimation für und von Frauen. Der Fokus liegt dabei auf der individuellen Entscheidung und dem Lebensverlauf von Frauen und weniger auf dem Status oder dem Entscheidungsprozess innerhalb einer Partnerschaft. Somit könnte Frauen nicht nur höherer Entscheidungsdruck, aber auch mehr Entscheidungsmacht zugeschrieben werden, was die Realisierung des Kinderwunsches betrifft.

In Bezug auf den Kinderwunsch und seine Bedeutung für ein erfülltes Leben ist die normative Erwartungshaltung unklarer für Männer bzw. ist nicht in dieser Kontingenz und Vielschichtigkeit rekonstruierbar wie für Frauen. Männer können sich – so scheint es – „auch“ Kinder wünschen und können begründen, warum nicht, wenn sie sich keine wünschen, aber im Gegensatz zu Frauen scheint es keine normative Erwartung zu geben, sich rechtfertigen zu müssen. Außerdem scheint es, als würde es weniger konkrete normative Erwartungen an Männer geben, eine Familie erst zu gründen, wenn es auch einen expliziten Kinderwunsch gab, bzw. sich gegen eine Familiengründung bewusst zu entscheiden, wenn dieser Kinderwunsch reflektiert

wurde. Der Wunsch nach Kindern war für Männer in der kollektiven Konstruktion eines erfüllten Lebens also anders verankert, Kinder eher als etwas worauf man Lust haben kann, die man will oder nicht will, stärker mit den Verantwortlichkeiten verbunden, die ihnen als Männer zugeschrieben werden und die sie sich auch selbst zuschreiben. Männer scheinen sich Kinder stärker in Abhängigkeit zu ihren Partnerinnen zu wünschen, der sie eine tragendere Rolle im Kinderwunsch und im Kinderhaben zuschreiben. Wenn es auch nicht explizite Erwartung für Männer zu sein scheint, sich ein Kind zu wünschen, ist Vaterschaft dennoch ebenso mit Glücksgefühlen (Bm:GD2) und der Hoffnung auf eine gute Beziehung zu ihren Kindern (Bm:GD5) verbunden.

Die Reflexion über einen Kinderwunsch und die Bedeutung des Kinderhabens zeigt sich für Männer weniger deutlich bereits vor der Entscheidung für Kinder, wie dies für Frauen der Fall zu sein scheint. Vielmehr sollte eine Frau eher keine Kinder bekommen, wenn sie sich keine wünscht; für einen Mann wurde diese Erwartung in den Diskussionen nicht konstruiert und erschien eher nicht relevant. Die Diskussionen zeigten außerdem, dass für Männer erst nach dem Kinderkriegen ihr verändertes, beobachtbares und erwartetes Verhalten thematisiert und erwähnenswert wurde. Ab diesem Zeitpunkt schien zunehmend eine stärkere Hinwendung zum Kind und dessen Betreuung auch normativ erwartet zu werden, jedenfalls als eine Option, diese Verantwortung „auch“ zu übernehmen und „auch bei den Kindern, alles, ganz viel Zeit alleine mit ihren Kindern“ (Dw:GD1) zu sein. Dennoch zeigen sich auch hier Unterschiede im Druck durch normative Erwartungen und durch Bewertungen, der für Frauen spürbarer ist, sowie Unterschiede in den antizipierten oder realen Konsequenzen, die für Frauen stärker relevant sind.

6.2 Kinder als individuelles Lebensziel in den lebensgeschichtlichen Interviews: nicht selbstverständlich und veränderlich

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen thematisierten auf sehr individuelle Weise unterschiedlichste Lebensbereiche, und die Erzähler/innen lösten die Aufgabe, ihre Lebensgeschichte und ihre Erinnerungen so detailliert wie möglich zu erzählen, sehr individuell. Das Thema Familie zog sich durchaus durch alle erzählten Lebensgeschichten, jedoch nicht unbedingt mit einem Fokus auf die Verwirklichung eines Kinderwunsches. Auf manifester Ebene wurde Übergang zur Elternschaft in den meisten Fällen zumindest als zu kommentierendes oder zu erzählendes, (erwartet) prominentes Lebensereignis erzählt; in vielen Fällen aber erst in der Phase der internen oder externen Nachfragen durch die Interviewerin. Die Bedeutung eigener Kinder war im Kontext der gesamten Biographie und Lebensplanung und im Vergleich über die einzelnen Fälle hinweg sehr unterschiedlich und variabel ausgestaltet und reichte von dem intensiven Bestreben, dem alles untergeordnet wird, über die scheinbar unhinterfragte und ungeplante Selbstverständlichkeit eine Familie zu gründen, über den intensiven inter-aktionalen Aushandlungsprozess in der Partnerschaft aber auch intra-individuellen Überlegungen und Unsicherheiten, bis hin zur unhinterfragten Selbstverständlichkeit, keine Kinder zu haben.

Wie individuell jede interviewte Person allerdings dieses normativ erwartete Ereignis in die Erzählung ihrer oder seiner Lebensgeschichte integrierte, verwies auf den veränderlichen und nicht selbstverständlichen Charakter des Wunsches nach Kindern und nach der Gründung

einer eigenen Familie in den individuell erzählten Lebensgeschichten und auf die Bedeutung intra-aktionaler Vorstellungen, inter-aktionaler Aspekte in der Partnerschaft und auf die Bedeutung sozialer Normen. Im Folgenden soll der Charakter der einzelnen erzählten Lebensgeschichten zusammengefasst nachgezeichnet werden und anschließend die zugrundeliegenden biographischen Relevanzen und Relationalitäten in den erlebten Lebensgeschichten analysiert werden.

6.2.1 „immer schon“ und „nie“ – Relevanzsetzungen in Wunsch oder Nicht-Wunsch nach eigenen Kindern

In manchen Lebensgeschichten wurde der Wunsch nach eigenen Kindern als kontinuierlicher Aspekt über den Lebensverlauf hinweg in die Lebensgeschichte integriert, erhielt von den Erzähler/innen jedoch auf unterschiedliche und sehr kontrastreiche Art und Weise Relevanz: Der Übergang zur Elternschaft wurde entweder infolge eines expliziten und kontinuierlichen Wunsches als bewusste Entscheidung in der Lebensgeschichte erzählt, oder eher implizit als fast nebensächliches, selbstverständliches, und unhinterfragtes Ereignis in die Erzählung integriert. Diese Varianz wird im Folgenden anhand der erzählten Lebensgeschichten von IP8w, IP3m und IP7m dargestellt. Im Gegensatz dazu wurde in der Erzählung der Lebensgeschichte der Nicht-Wunsch nach eigenen Kindern entweder in der von der erzählenden Person selbst relevant gesetzt, wie bei IP1w, oder aber nur implizit in die erzählte Lebensgeschichte integriert, wie bei IP5m.

Nach der Erzählung ihres Aufwachsens in einer für die 1980er Jahre typischen Gastarbeiterfamilie und ihrer schulischen Laufbahn, begann IP8w die Geschichte zu ihrem Übergang zur Mutterschaft mit dem Hinweis, dass sie möglicherweise ein „Spezialfall“ (IP8w:21) sei, denn das einzige Ziel, das sie nach ihrem Abschluss auf einer BHS gehabt hatte, war „unbedingt so schnell wie möglich einen Mann finden und heiraten und eben Kinder bekommen“. Sie erzählte lachend über ihren Wunsch „Mama zu werden und Ehefrau“ (IP8w:23). Die Erzählungen von IP8w deuten auf ihren starken Wunsch nach einem Kind hin, der mit sich brachte, auch einen „passenden“ Ehemann finden zu müssen, der sie in ihrem Wunsch unterstütze und zusagte: „Ja, ich will auch eine Familie gründen.“ Gleichzeitig verwiesen die Formulierungen auf ihre Wahrnehmungen hin, dass dieses klare und „natürliche“ Ziel von ihr – zumindest in ihrem sozialen Umfeld – eher außergewöhnlich zu sein schien. Ihre Erzählungen beinhalteten ausführliche Schilderungen der vier Schwangerschaften in ihrem Leben. Nach einer ersten Fehlgeburt, war die zweite Geburt für sie dann „wirklich das Schönste auf der Welt, was man überhaupt erleben kann. Für mich war das so, für uns“ (IP8w:27). In der weiteren Erzählung berichtete sie ausführlich vom Übergang zum zweiten und dritten Kind und beschrieb alle drei Kinder als prioritär in ihrem Leben und Alltag: Sie hatte immer danach getrachtet, so viel Zeit wie möglich bei ihnen zu sein, bezeichnete sich als „Känguru“ (IP8w:29) und beschrieb sich als Mutter, der ihr Kind „immer leidgetan“ hat, wenn es nicht bei ihr, sondern von anderen Personen betreut worden war. Auch hier schien sie ein Bewusstsein entwickelt zu haben, dass dies möglicherweise von anderen als „übertrieben“ eingestuft werden könnte. Für sie ging aber mit der Erfüllung ihres Kinderwunsches auch die Umsetzung ihrer Vorstellungen über Muttersein einher, es sei „alles wie es sein soll“.

Im Gegensatz zu dieser Form des expliziten und starken Kinderwunsches waren zwei andere Lebensgeschichten eher von einem eher impliziten und aus der Retrospektive sehr selbstverständlichen Kinderwunsch gekennzeichnet. IP3m integrierte den Übergang zur Elternschaft als sehr selbstverständliches Ereignis in die Erzählung seiner Lebensgeschichte, im Gegensatz zu anderen bewussten Entscheidungen seines Lebens, wie zum Beispiel der Entscheidung für seine Frau. Diese brachte allerdings die Umsetzung eines Kinderwunsches recht selbstverständlich und fast nebensächlich mit sich: „Dort hab ich meine Frau kennengelernt, wir haben dann geheiratet, und dann, mit dem ersten Kind, sind wir dann weg von [Stadt]“ (IP3m:4). Etwas genauere Erzählungen zur Umsetzung des Kinderwunsches brachte IP3m dann erst auf explizite Nachfrage nach den ersten Gedanken an eigene Kinder ein. In der Beziehung mit seiner Frau hatte sich die Umsetzung des Kinderwunsches eher selbstverständlich ergeben: „Kinder waren irgendwie, dass wir Kinder kriegen, war irgendwie selbstverständlich, aber auch nicht, nicht einmal sonderlich irgendwie geplant, sondern das war irgendwie eh kloa“ (IP3m:10). Außerdem knüpfte er an diese Antwort auch viele andere Vorstellungen von einem Leben mit Kindern an, die ihm wichtig gewesen waren umzusetzen: zum einen die berufliche Entwicklung beider Eltern abseits von traditionellen Rollenbildern, zum anderen das Leben in einer Gemeinschaft mit anderen Familien und nicht als isolierte Kleinfamilie. Im Interview begründete er seine eher ungeplante Familiengründung mit der damaligen grundsätzlichen Einstellung zum Leben, das nicht wie heute mit expliziten Zielen versehen war und "durchgetaktet bis zur Pension [...] unglaublich" (IP3m:12).

Die Erzählung der Lebensgeschichte durch IP7m war von besonderer Ausführlichkeit gekennzeichnet. Im Mittelpunkt standen Erinnerungen an die Schulzeit, an Freizeitaktivitäten, an den Berufseinstieg und die berufliche Entwicklung. In diese Entwicklung eingebettet erzählte er dann den Übergang zur Elternschaft. Nach einigen Stationen und verschiedenen Positionen in derselben Firma hatte IP7m ein Angebot vom Arbeitgeber erhalten, das er nach einigen Überlegungen auch angenommen hatte, just in jenem Jahr, als er auch seine damalige Freundin geheiratet und eine Familie gegründet hatte. Für diese Ereignisse, die er kurz erwähnte, beschrieb er die neue Position als ideal und „praktisch“, obwohl nicht explizit erwähnt wurde, wer während seiner Berufstätigkeit das Baby betreut hatte: „Dann war dieser Switch, ich hab dann geheiratet, mein Sohn kam auf die Welt, und hab dann eigentlich einen ziemlich gemütlichen Job ghabt, 7 bis 15 Uhr 30, heimgehen, und ich wohn fünf Minuten von daheim, und das war halt toll“ (IP7:4). Die Erzählung der Familiengründung wies zudem eher nicht auf einen wichtigen und bewussten Entscheidungsprozess davor hin, im Gegensatz zu seinem beruflichen Wirken und Tun, seinen vielen beruflichen Entscheidungen, die er in der Erzählung sehr ausführlich reflektierte. Kinder bekommen zu haben erzählte er einerseits sehr distanziert und sachlich, ohne Hinweis auf eine intensive Bindung zu ihnen, andererseits dürften seine Kinder in der erlebten Lebensgeschichte dennoch von großer Bedeutung gewesen zu sein: Der Interviewpartner endete die Erzählung seiner Lebensgeschichte nach eineinhalb Stunden mit einer eher analytischen Reflexion über die „schönsten Glücksmomente“ seines Lebens, zu denen er neben anderen Momenten die Geburten seiner Kinder zählte: „Es war beide Male ein total tolles Erlebnis“, das er des Weiteren als „extrem einschneidend“ und „als am emotionalsten in Erinnerung“ beschrieb, wo er „im positiven Sinne überwältigt war“ (IP7m:7).

Zwei Lebensgeschichten zeugen von einem kontinuierlichen Nicht-Wunsch nach Kindern, und zwar sowohl auf der jeweiligen Ebene der erlebten als auch der erzählten Lebensgeschichte.

Entweder wurde irgendwann im Verlauf der Erzählung explizit erwähnt, dass Kinder von der Erzählerin nie gewünscht worden waren (IP1w) oder wurden Kinder in der gesamten Erzählung gar nicht thematisiert und schienen im rekonstruierten, erlebten Lebensverlauf auch nie Thema geworden zu sein (IP5m). Diese beiden erzählten Lebensgeschichten spiegeln demnach nicht unbedingt eine sehr bewusste und einmal getroffene Entscheidung gegen Kinder wider.

Nach einer sehr ausführlichen Erzählung ihres Lebens entlang unterschiedlicher beruflicher und privater Stationen in unterschiedlichen Ländern thematisierte IP1w bei der Erzählung ihrer letzten beruflichen Jahre kurz vor dem Ruhestand erstmals ihren Familienstatus. Bis dahin schien dies weder in der erlebten Lebensgeschichte von Bedeutung gewesen zu sein, noch wurde in der Erzählung darauf eingegangen. Zu diesem Zeitpunkt ihrer Lebensgeschichte jedoch war immer öfter die Frage aufgekommen, „wo ich einmal sein werde im Alter“. Sie hatte festgestellt: „Es hat sich so manches umgeschichtet, und, Kinder hab i ja keine. Ah, das hab i gar nie erwähnt“ (IP1w:13). Die interne Nachfragephase zeigte jedoch, dass das Thema Kinder in der erlebten Lebensgeschichte doch immer wieder aufgetaucht war. IP1w schloss an kurze Erzählungen Argumente für ihre Situation an: sie habe schon als Kind nie gerne mit Jüngeren gespielt, hatte in ihrer Ehe immer mit den Vorteilen argumentiert keine Kinder zu haben, und hatte immer angenommen, zu wenig Verständnis für Kinder zu haben: „I glaub i wär damals auch a sehr harte Mutter gwesen“ (IP1w:26). Ihr Umfeld hatte sie im Verlauf des Lebens immer wieder mit ihrem Nicht-Wunsch konfrontiert, bspw. der Ehemann, der ihr dies vorgeworfen hatte, der Arzt, der das hinterfragt hatte oder die Kinder der Nachbarsfamilie, mit denen sie gerne rede, die sie aber als lärmend beschrieb. Sie ging in der Argumentation auch auf die Reue ein, die sie nie gefühlt hatte, im Gegensatz zu ihrer Schwester, die das Gefühl hatte, „nix geleistet“ (IP1w:32) zu haben, weil sie keine Kinder hatte. IP1w rahmte Kinder vielmehr als "materielle Dinge", die man haben wolle, weil man einem Unglücklichsein entkommen wolle, weil man glaubt sie zu brauchen, um von sich selbst abzulenken (IP1w:28).

In der langen Erzählung der Lebensgeschichte von IP5m war das Thema Kinder oder Kinderwunsch hingegen auch während der Nachfragephase ein Nicht-Thema. Die Tatsache, keine Kinder zu haben, wurde nicht explizit erwähnt und auch nicht begründet. Diese Lebensgeschichte machte möglicherweise auch deutlich, dass nicht einer Erwartung entsprochen werden musste, darauf einzugehen. Vielmehr wurde in der Erzählung recht früh klar, dass das Lebenskonzept von IP5m auch nicht von dem Wunsch nach Familie geprägt war, auch in der erlebten Lebensgeschichte. Bereits bei der Berufswahl war für IP5m klar, dass dieser „keinen Familienberuf“ und keinen „gut bezahlten Job“ benötigte, im Gegensatz zu seinem Bruder, der „immer schon Familie wollte“ (IP5m:3) und für den der von IP5 gewählte Beruf daher als nicht geeignet eingestuft worden war, auch nicht von den Eltern. IP5m erzählte in weiterer Folge vor allem seinen beruflichen Werdegang, aber auch über seinen „überschaubar großen Kreis“ (IP5m:6) an Freunden und Familienmitgliedern und Bekannten, den er um sich macht. Das Thema einer ungewollten Familiengründung wurde in der Lebenserzählung dennoch implizit thematisiert, und zwar als IP5m von seiner Verantwortung als Mann sprach, sich „um Verhütung zu kümmern“ und er das „Glück gehabt“ (IP5m:8) habe, diese Verantwortung immer selbst tragen zu müssen, um die „Konsequenzen des Vermehrens“ (IP5m:11) zu verhindern. Dies deutet zumindest auf einen kontinuierlichen Nicht-Wunsch nach eigenen Kindern hin, der im Laufe des Lebens von IP5m immer wieder als relevant erlebt wurde.

6.2.2 „noch nicht“ und „dann doch“ – Entwicklung, Veränderungen und Prägnungen des Kinderwunsches

Einige Lebensgeschichten deuten auf den veränderbaren und unklaren Charakter eines Wunsches nach eigenen Kindern hin. Diesen Lebensgeschichten ist gemein, dass auf intra-aktionaler Ebene kein Bewusstsein oder expliziter Reflexionsprozess zu diesem Wunsch aufgetreten war, bis zu einem Zeitpunkt, zu dem auf inter-aktionaler Ebene vom sozialen Umfeld dieser Prozess angestoßen wurde. Dies schließt nähere Verwandte, medizinisches Personal, die oder den eigene/n Partner/in ein, aber möglicherweise auch die Interviewerin in der Interviewsituation.

Die Kindheit und Jugend von IP4w war geprägt von ihrer Mutter, die sie sehr verwöhnt hatte, sie aber auch geprägt hatte in ihrem Wunsch nach Kindern. Sie hatte die Interviewpartnerin als Aufpasserin für ihre Geschwister eingesetzt, was IP4w als sehr anstrengend empfunden hatte. Außerdem war die Mutter durch ihre Berufstätigkeit immer sehr erschöpft gewesen und hatte immer offen kundgetan, in einem nächsten Leben keine Kinder mehr bekommen zu wollen. Dies hatte dazu geführt, dass IP4w „immer gesagt“ hatte: "ich möcht nie a Kind haben". Die Einstellung der Mutter hatte sich aber im Alter geändert, als sie sich immer als sehr froh geäußert hatte, Kinder zu haben und dankbar gewesen war für deren Fürsorge. IP4w hatte ihre Absicht nicht weiterverfolgt, hatte jedoch unbedingt vermeiden wollen, so früh wie ihre Mutter, mit 20 Jahren, ein Kind zu haben. Als sie von ihrer Heirat erzählte, schloss sie gleich und recht selbstverständlich mit ihrem Übergang zur Mutterschaft an: „Ich hab‘ dann sehr früh geheiratet, mit 22 Jahre, hab mit 23 mein Sohn g‘habt“ (IP4w:7). Erst auf Nachfrage zum Kinderwunsch in der Ehe erzählte die Interviewpartnerin, dass ihr Sohn nicht die Verwirklichung eines Kinderwunsches gewesen war, weil zu dieser Zeit eine Frau "jeden Monat Angst gehabt" (IP4w:15) habe. Aus heutiger Sicht sei sie aber sehr froh, einen Sohn zu haben: „Ja, es war kein Wunschkind. Es ist passiert. Es ist passiert - gottseidank!“ (IP4w:13). Die Entscheidung gegen ein zweites Kind war expliziter und aufgrund ihrer Berufstätigkeit gefallen, die als notwendig aber auch als sehr befriedigend erzählt wurde.

Für IP9w war hingegen länger in ihrem Leben nicht klar, ob sie jemals Mutter sein würde. Dafür habe es weder einen Kinderwunsch noch einen Plan gegeben. Lange – so erzählte sie – hatte sie eher vermutet, dass Kinder langweilig wären und „nicht wirklich spannend“. So waren Kinder auch in den ersten Lebensgemeinschaften kein Thema gewesen, bis einer ihrer Partner einen Kinderwunsch geäußert hatte. Daher war sie auch gegen die Fortführung dieser Beziehung gewesen und dieser Partner auch „schrecklich enttäuscht“ (IP9w:11). Da ihr der anschließende Partner zuverlässiger erschienen war, war es für sie zunehmend vorstellbar geworden, Kinder zu haben. Außerdem hatte sich durch die Geburt des Kindes ihres Schwagers, der sie häufig mit diesem Kind konfrontierte, zunehmend ein Wunsch nach Kindern bei IP9w entwickelt: Irgendwann sei sie "hin und weg" gewesen "vor lauter Begeisterung" (IP9w:15). Die Umsetzung dieses Wunsches hatte sie dann gemeinsam mit ihrem Partner beschlossen und trotz vieler Herausforderungen und Rückschläge letztendlich auch realisiert. Diese Erfahrungen wiederum haben ihren Wunsch nach Kindern ebenfalls beeinflusst: „Zuerst hab ich ma dacht, nur a Kind, dann hab ich ma dacht, na, zwei Kinder, wären schon fein. Inzwischen würd i vier a nehmen“ (IP9w:53).

Neben dem Partner waren demnach auch andere Familienmitglieder in vielen Lebensgeschichten prägend in der Entwicklung und Veränderung eines Kinderwunsches. So fokussierte IP2w in der Erzählung ihrer Lebensgeschichte bspw. auf ihre schulische und berufliche Laufbahn sowie auf eine Erkrankung und stellte erst in der Nachfragephase zunächst fest: „Also, ich hab keine Kinder, aber meine Mama eben zwei, und mei Schwester hat eins“ (IP2w:20). In dieser Phase des Interviews wurde die Bedeutung der beiden weiblichen Verwandten jedoch immer klarer, denn die Frauen in der Familie teilten eine gynäkologische Krankheitsgeschichte. In diesem Zusammenhang stellte IP2w klar, dass sie sich von der emotionalen Belastung durch diese Krankheitsgeschichte lösen möchte, vor allem „falls ich einmal Kinder hab“ (IP2w:24). Jedoch war diese Belastung auch in der Erzählung über ihren Partner erkennbar, der einen „sehr großen Kinderwunsch“ (IP2w:26) hatte. Für sie selbst war dadurch „Familiengründung ein Thema“ (IP2w:34) geworden, jedoch kein Wunsch: "Also bei mir persönlich is so, i könnt, i wüsst a was i mach, wenn i kane Kinder hab, also, mir würde glaub i net langweilig werden, und i kanns mir aber a vorstellen, dass i welche hab" (IP2:58). Ihre Wünsche kreisten vielmehr um berufliche Positionen, Hobbies und Eigenheim. Viele weitere Personen hatten jedoch immer wieder die Familiengründung auf das Tapet gebracht: die Freundinnen, die sich ebenfalls damit beschäftigten, Verwandte und Bekannte, die sie als Paar darauf ansprachen und nachfragten, oder der Frauenarzt, der bereits „auf die Eieruhr zeigt“ (IP2w:42). Diese Erfahrungen jedoch lösten in IP2w ein Gefühl aus, dass „in alle Richtungen gezerrt“ (IP2w:34) würde an ihr. Für IP2w schien klar, dass sie alleine keine Entscheidung für oder gegen Kinder treffen könnte, sondern dass sie dies jedenfalls gemeinsam mit ihrem Partner abstimmen müsse, vor allem, weil bei ihr Familiengründung nur Thema, aber kein Wunsch sei: „Wenn er's net wollen würde, waß i net ob i so drüber nachdenken tät, muss i sagen“ (IP2w:54).

Auf ähnliche Weise dürfte der Kinderwunsch im Leben von IP6m relevant geworden sein. In keiner Phase der gesamten Erzählung seiner Lebensgeschichte thematisierte IP6 von sich aus die Möglichkeit oder Vorstellung einer eigenen Familie oder Vaterschaft. Erst als die externe und letzte Nachfrage im Interview den Fokus auf die Zukunft des Interviewpartners richtete, allerdings wiederum in offener Formulierung, griff IP6m zuerst die Beziehung zu seiner Freundin auf, einem „zentralen Bereich“ seines aktuellen Lebens. Er führte aus, dass bei dieser Beziehung gerade die Verlobung anstehe und dass seine Freundin „seit Ewigkeiten auf den Ring“ (IP6m:12) warte. Ähnlich verhielte es sich mit dem Kinderwunsch: während sie in den nächsten drei Jahren ein Kind wolle, würde er „sich schon noch die Zeit lassen“. In seinen weiteren Erläuterungen dazu ging IP6m jedoch von einem Kompromiss aus, bzw. dass es zumindest sein Plan sei, einen Kompromiss zu finden, und dass er, ähnlich wie bei der Verlobung, irgendwann sagen kann: „Ja, jetzt bin ich soweit“ (IP6m:12).

6.2.3 Biographische Relevanzen und Relationalitäten

Wie ersichtlich wurde, zeigen die Erzählungen die unterschiedliche Integration des Lebensziels „eigene Kinder“ in die erlebten aber auch erzählen Lebensverläufe auf. Dabei zeigen sich auf manifester Ebene vor allem Unterschiede hinsichtlich der Kontinuität und Veränderbarkeit eines Kinderwunsches oder eines nicht vorhandenen Kinderwunsches, aber auch Unterschiede im Grad an Reflexion bzw. unhinterfragter Selbstverständlichkeit des Kinderwunsches. Außerdem lassen sich Unterschiede am Ausmaß der Prägung des Kinderwunsches von außen, von relevanten Personen im sozialen Umfeld ausmachen, sei es die Partnerin oder

der Partner, Verwandte, Freund/innen oder Ärzt/innen. Wie es zu den unterschiedlichen biographischen Relevanzsetzungen hinter diesen Themen und Unterschieden in den erzählten Lebensgeschichten kommt, wird im nächsten Abschnitt herausgearbeitet. In der tiefergehenden Analyse zeigte sich, dass diese Bedeutung sehr unterschiedlich relational verankert sind und diese unterschiedlichen Relationalitäten in den einzelnen Lebensgeschichten in unterschiedlicher Weise bedeutend geworden waren: a) Relationalität auf intra-aktionaler Ebene (Bedeutung von Bedürfnissen, Ansprüchen und Vorstellungen), b) Relationalität auf inter-aktionaler Ebene (Bedeutung von Partnerschaftsdynamiken) und c) weitere soziale Relationalität (Bedeutung sozialer Normen) – vgl. dazu auch Theoretische Rahmung und Kontextualisierung).

6.2.3.1 Intra-aktionale Relationalität: Bedeutung von individuellen Bedürfnissen, Ansprüchen und Vorstellungen vom Leben mit einem Kind

Einige Interviews zeugten von intensiven Überlegungen, Reflexionen und Planungsphasen, lange bevor der eigentliche Übergang zur Elternschaft im Lebensverlauf spruchreif wurde und stattfand – oder auch nicht. Vor allem weibliche Lebensgeschichten veranschaulichten die Bedeutung individueller Antizipationen in Bezug auf ein Leben mit einem Kind, ein Leben als Mutter und die damit zusammenhängenden und daraus resultierenden Wünsche und Entscheidungen. Dies zeigte sich beispielsweise in der Befürchtung, eine „harte Mutter“ zu sein, zu viele Freiheiten aufgeben zu müssen oder sich eine Ablenkung von Depressionen zu erwarten, und sich aufgrund dessen letztendlich kein Kind zu wünschen und es auch so zu legitimieren (IP1w). Auch die Überlegungen von IP2w wiesen auf die Antizipationen hin, als Mutter zu viele berufliche und private Ziele opfern zu müssen, dazu nicht bereit zu sein und es sich aufgrund dessen nicht wirklich zu wünschen: "dann brauch i ka Kind". Die Daten zeigten aber auch sehr klare und erstrebenswerte Vorstellungen vom „Mamasein“ auf, dessen Erreichung und Verwirklichung vieles andere untergeordnet wurde (IP8w). Die Erzählungen von IP9w illustrierten hingegen die Bedeutung von unklaren oder unattraktiven Antizipationen vom Leben mit Kind oder fehlenden Bildern im Kopf, die (zunächst) keinen Wunsch erzeugt hatten. Ähnlich schienen diese Antizipationen den Kinderwunsch von IP4 geprägt zu haben, den es aufgrund ihrer negativen Erfahrungen mit der Betreuung mehrerer Geschwisterkinder und den Aussagen ihrer Mutter bis zur Heirat nicht zu geben schien.

Die Veränderungen, die mit der Verwirklichung eines Kinderwunsches einhergehen, bzw. die „Konsequenzen des Vermehrens“ wurden auch von IP5m explizit bedacht und zu vermeiden versucht, jedoch nicht näher ausgeführt. Jedenfalls schienen diese Antizipationen eines Lebens mit Kind für ihn von beständiger Bedeutung in seinem Leben gewesen zu sein. Auch in der erzählten Lebensgeschichte von IP6m wurde die Relevanz der Antizipationen und seinem (noch) fehlenden Kinderwunsch deutlich: Er schien sich der massiven Veränderungen, die mit der Verwirklichung einhergehen würden, bewusst zu sein und es daher noch hinauszuzögern. Anstoß für seine Überlegungen zu einem Leben mit Kind dürften jedoch die Antizipationen seiner Partnerin gewesen sein, die noch bevor sie 30 Jahre wird, Kinder haben möchte, mglw. weil sie eine junge Mutter sein möchte und klare Bilder von sich als Mutter hat, auch wenn die Kinder älter sind. Die anderen beiden interviewten Männer gingen gar nicht auf deren individuellen Antizipationen ein, für sie schien der Übergang zur Elternschaft eher ungeplant, ohne detaillierte Vorstellungen und Überlegungen dazu, mehr oder weniger selbstverständlich und

passiv passiert zu sein und „sich ergeben“ haben. Sowohl bei IP3m und IP7m wurde die Geburt des ersten Kindes in einer kurzen Nebenbemerkung oder einem Nebensatz erwähnt („nach dem ersten Kind“, bzw. „kam Sohn auf die Welt“), gerahmt von deutlich ausführlicher erzählten, anderen Überlegungen, Entscheidungen und Ereignissen.

6.2.3.2 Inter-aktionale Relationalität: Bedeutung von Dynamiken in der Partnerschaft

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen zeigten auch auf, wie bedeutsam im Lebensverlauf der Partner oder die Partnerin in Bezug auf den Wunsch nach eigenen Kindern werden konnte bzw. welche Bedeutung diesem von den IPs auch zugeschrieben wurde und wie sie diesen in ihr eigenes Lebenskonzept integrieren mussten. Zudem illustrierten die Daten zwar sehr deutlich die Relevanz des Kinderwunsches seitens des Partners oder der Partnerin, die sich jedoch je nach Lebensphase sehr unterschiedlich ausgestalten konnte. Vor allem dann, wenn paar-interne Diskrepanzen in den Kinderwünschen bedeutsam wurden, mussten diese gelöst werden. Diese Lösung konnte eine Trennung vom Ehemann oder einem Partner sein, weil dessen Wunsch nach Familie und Kindern zu stark war und im Gegensatz zu den Wünschen der Interviewten war, wie bspw. bei IP1w oder IP9w. Bei IP2w war der Ausgang dieser Diskrepanzen noch unklar: Sie befand sich zum Zeitpunkt des Interviews gerade mitten in dieser Phase, fühlte sich sehr unter Druck und versuchte, diese Diskrepanz einer Lösung zuzuführen. Indem sie sowohl die Möglichkeit, ein Kind zu bekommen, als auch die daraus folgenden Konsequenzen, die sie damit verband, immer wieder reflektierte und abwog, versuchte sie „Balance zu finden zwischen seinen und ihren Wünschen“. Im Gegensatz dazu hatte IP8w ihren Partner verlassen, der ihren Kinderwunsch nicht unterstützen wollte und hatte dann alles daran gesetzt, den geeigneten Partner zu finden, mit dem sie ihren Wunsch umsetzen konnte. Eine ähnliche Lage beschrieb IP6m aus seiner Sicht in seinem Interview: er musste sich mit dem starken Kinderwunsch seiner Partnerin auseinandersetzen und überlegen, inwiefern er diesen unterstützen kann, und befand sich mit der Partnerin diesbezüglich gerade in der Aushandlungsphase.

Der Partner konnte demnach auch ausschlaggebend sein, eine Familie zu gründen, ohne selbst vorab einen deutlich spürbaren Wunsch nach Kindern gehabt zu haben, wie bei IP9w. Diese hatte gemeinsam mit ihrem Ehemann schließlich „beschlossen, [...] jetzt probieren wir's mal“, jedoch ohne klare Vorstellungen und ohne fixen Plan, dem alles unterzuordnen sei. Auch bei IP3m, IP4w und IP7m schien es keine Diskrepanzen mit den Ehefrauen bzw. dem Ehemann bei der Familiengründung aufgrund unterschiedlicher Kinderwünsche gegeben zu haben. Die Erzählung von IP4w wies nur auf einen gemeinsamen Entscheidungsprozess mit dem Partner in Bezug auf ein zweites Kind hin. IP5m hingegen schien sich gar nicht auf derartige Aushandlungsprozesse eingelassen zu haben, sondern hatte immer selbst darauf geachtet, dass kein Kind gezeugt wurde und auf die Welt gebracht werden musste.

Die Daten wiesen auf paar-interner und interaktionaler Ebene nicht auf geschlechtsspezifische Unterschiede in Entscheidungs- und Handlungsmacht hin, was die Umsetzung eines Kinderwunsches innerhalb einer Partnerschaft betrifft. Vielmehr schien jener Partner oder jene Partnerin mehr Entscheidungs- und Handlungsmacht zu haben, die oder der den klareren und stärkeren Wunsch oder Nicht-Wunsch nach eigenen Kindern hat, an dem sie oder er weitere Entscheidungen und Handlungen ausrichtete. So hatten IP1w und IP5m bspw. ihren nicht vorhandenen Kinderwunsch über den des Partners bzw. der Partnerin oder Partnerinnen gestellt,

wohingegen IP8w und IP9w sich von ihren ersten Partnern getrennt hatten, weil sie mit diesen nicht ihren Wunsch (IP8w) verfolgen hatten können, bzw. ihm nicht seinen Wunsch nach Kindern (IP9w) erfüllen hatten wollen. Die Lebensgeschichten von IP6 und IP2 hingegen werden mglw. in den kommenden Jahren derartige Entscheidungsprozesse noch schreiben, weil sich die beiden IPs mglw. genau diesen Fragen stellen werden müssen.

Allerdings spiegelten sich in den unterschiedlichen Paardynamiken dennoch bestimmte Geschlechterrollenvorstellungen wider, unterschiedliche Machtpositionen, und wurden mögliche Konsequenzen in Bezug auf den Kinderwunsch geschlechtsspezifisch thematisiert. Beispielsweise verwiesen die Daten auf ein „natürlicheres“ Bedürfnis nach Mutterschaft, wenn IP8w zum Beispiel als Frau sehr selbstverständlich formulieren konnte, dass sie unbedingt Kinder haben, danach auch unbedingt nur mehr in geringem Ausmaß berufstätig sein wollte, und sich den entsprechenden Mann dazu suchen wollte, der ihr die Erfüllung dieser Wünsche und Vorstellungen auch ermöglichte. Ein ähnlicher Fall mit vertauschten Geschlechtern fand sich in den Interviewdaten nicht. Gleichzeitig war es möglich, als Frau wie IP2w zu sagen, nicht unbedingt Mutter sein zu wollen, weil diese Konsequenzen, nämlich als Mutter nur mehr eingeschränkt berufstätig sein zu können, der Interviewten nicht tragbar erschienen. Im Gegensatz dazu war es für erzählende Männer möglich zu argumentieren, mit der Berufstätigkeit nicht für die finanzielle Absicherung der Familie sorgen zu wollen (IP5m) oder sich noch nicht in der Lage dazu zu sehen (IP6m), oder genau das als die Aufgabe eines Mannes bei der Umsetzung des Kinderwunsches zu sehen (IP7m).

6.2.3.3 Weitere soziale Relationalität: Bedeutung sozialer Normen

Die Lebensgeschichten waren auch Zeugnis von Erwartungen von außen, die ins eigene Handeln integriert werden mussten, entweder, weil sie explizit ausgesprochen und sozusagen empirisch erfahren wurden, oder aber weil sie nur implizit gehört oder als normative Erwartungen antizipiert wurden (vgl. Theoretische Rahmung und Kontextualisierung).

(1) Zunächst zeigte sich dies am normativ erwarteten Kinderwunsch. Diesen spürten und reflektierten vor allem Frauen, und vor allem dann, wenn er nicht klar den normativen Erwartungen entsprach oder gar fehlte bzw. auch dann, wenn sich die erwartete Umsetzung als schwierig erwies oder scheiterte. Dies musste von den Frauen dann auch thematisiert werden, was wiederum die selbstverständliche Erwartung widerspiegelte. Zum Beispiel erzählte IP1w von den von ihrem Ehemann und einem Arzt explizit kundgemachten Erwartungen, dass sie als Frau doch Kinder kriegen sollte, sowie von der daraus resultierenden Angst davor, es zu bereuen, wenn sie ihrem Nicht-Wunsch nach Kindern treu blieb. Außerdem ließ sich die normative Erwartung, dass Frauen doch Kinder kriegen sollten, auch in der Erzählung über sich und ihre beiden Schwestern erkennen, als sie beinahe eingestehend bemerkte: „zwischen uns dreien hamma grad eine Tochter zamgebracht“ (IP1w:13). IP1w stellte sich in ihrer Erzählung als von dieser Norm abweichend dar, vor allem dann, wenn sie auf unterschiedlichste Art und Weise versuchte, diesen nicht-normativen Umstand, als Frau keine Kinder zu haben, zu erklären. Auch IP2w war zum einen mit explizit formulierten Erwartungen seitens ihres Partners, der einen „großen Kinderwunsch hat“, und ihres Arztes konfrontiert, der „schon auf die Eieruhr zeigt“. Bei ihren näheren Verwandten andererseits antizipierte sie, dass diese von ihr einen Kinderwunsch und eine Verwirklichung dieses erwarten: „I waß schon, dass sie sich freuen würde, also mei Schwester würd gern Tante werden, mei Mama natürlich Oma, mei Papa

natürlich Opa, aber sie fragen jetzt net so direkt, also, sie sagen eh so, ja wer waß, ob da was passiert oder net“ (IP2w:70).

Im Gegensatz dazu thematisierten IP4w und IP9w die normative Erwartung, sich als Frau Kinder zu wünschen und diesen Wunsch auch zu verwirklichen, indem sie in der Retrospektive als Mütter darüber sprachen, dass sie sich in einer bestimmten Phase ihres Lebens keine Kinder gewünscht hätten und „nicht immer Mutter werden wollten“ (IP9w) – so wie es selbstverständlich und eigentlich erwartet werden könnte. Obwohl IP4w aufgrund der negativen Erfahrungen mit mehreren Kindern lange Zeit keine Kinder wollte und sich aufgrund dessen auch gegen ein zweites entschieden hatte, dankte sie Gott im Interview, dass es dennoch passiert war und schien versichern zu wollen, dass sie es auch nicht bereut hatte: „Wie der auf die Welt kommen is, das war eh da schönste Tag in mein Leben. Ja.“ (IP4w:19)

Die umgekehrte Situation, nämlich sich als Frau Kinder zu wünschen, oder als Mann nicht in jeder Lebensphase Vater werden zu wollen, wäre nicht derart erwähnenswert und erklärungsbedürftig. Schwierig bzw. bewusst wurde Männern ein Kinderwunsch vielmehr nur, wenn Frauen bzw. Partnerinnen der sozialen Norm nicht entsprachen, dass Frauen sich die Kinder wünschen, auch eher die treibende Kraft bei der Verwirklichung und eher entscheidende Instanz bei Zeitpunkt, Familiengröße und damit einhergehenden Veränderungen sind. Dies spiegelten ebenso die Lebensgeschichten von IP2w, IP1w und IP9w wider. Die geschlechtsspezifischen Lebenskonzepte in Bezug auf die Integration des Kinderwunsches zeigten sich deutlich im Vergleich zu den Erzählungen der Männer, für die es keine klaren normativen Erwartungen diesbezüglich gab. Für IP3m zum Beispiel schien die Familiengründung nicht schon vorab fest im Lebenskonzept verankert zu sein, möglicherweise auch deshalb, weil die Konsequenzen – nicht nur was die Familiengründung an sich, sondern auch was die Familiengröße betrifft – von ihm als weniger umfassend und prägend für seinen Lebensverlauf antizipiert wurden: „dass wir Kinder kriegen, war irgendwie selbstverständlich, aber auch nicht, nicht einmal sonderlich irgendwie geplant, sondern das war irgendwie eh kloa. Das hat sich dann ergeben“ (IP3m). Die Interviewten verbanden dies natürlich auch mit den unterschiedlichen reproduktiven Fähigkeiten bzw. dem unterschiedlichen biologischen Druck, der Kinderwünsche im Verlauf des Lebens verändert (vgl. IP9w, IP2w) bzw. auch Einfluss auf den Partner hat, der noch keinen Druck verspürt (vgl. IP6m) oder der Partnerin vorwirft, diesen Druck nicht einzukalkulieren in der Umsetzung seines Kinderwunsches, wie bspw. IP9w über ihren ersten Partner erzählt: „Meinem damaligen Freund hab i immer gsagt, in zehn Jahren dann könn ma drüber reden, waren dann zehn Jahr zusammen, er hat dann immer wieder gsagt, äh, wann san deine zehn Jahr vorbei. (.) Ähm, wie ma uns getrennt haben war er dann, äh, schrecklich enttäuscht und hat gsagt, i bin schuld daran, dass er nie Kinder haben wird“ (IP9w:11). Auch im Umfeld wird dieser Druck wahrgenommen, wie IP4w die Familiengründung ihres erwachsenen Sohnes kommentierte: „die haben aber sehr spät das Kind ghabt, fast mit 40, zuerst war das Studium und alles möglich, und dann war es schon beinahe zspät. Für sei Frau, ja“ (IP4w:17).

(2) An die soziale Norm zum Kinderwunsch schließt sich auch eine soziale Norm zur Familiengröße an. Diese orientiert sich an zwei Kindern und auch an erwarteter weiterer Generationenfolge. Die Lebensgeschichten zeigten die beständige Relevanz von Familie und Geschwistern generell, wohingegen sich die Vorstellungen von Familiengröße und -struktur doch immer wieder veränderten und anpassten an Wertvorstellungen und andere relevante Ziele.

So charakterisierte IP1w ihre Familie als „winzige“ und „kleine“, und ihre noch lebende Schwester als der ihr „liebste Mensch auf der Welt“ (IP1w:2). Neben dieser stellte IP1w diese Familie, zu der sie nach ihrer Berufstätigkeit auch zurückgekehrt war, noch bestehend aus einer Nichte, deren Söhnen und Ehemann dar. Für IP8w hingegen zeigte sich die soziale Norm von zwei Kindern an ihrer expliziten Legitimation, warum sie nach acht Jahren Abstand dann "wieder ein Baby bekommen" habe und sich auch noch ein Baby wünscht. Sie sei eben eine Mutter, die dafür geschaffen sei und es gerne mache. Außerdem empfehle sie dieses schöne Erlebnis jeder Frau. Auch IP4w ging im Interview auf ihre Abweichung von der Zwei-Kind-Norm ein, indem sie legitimierte, warum sie zwar „vielleicht a gern a zweites Kind ghabt hätt“, sich aber dagegen entschieden hatte. Bei und für Männer schien eher die Norm der Familiengründung nach einer Heirat spürbar. Diese Abfolge thematisierten IP3m, IP7m und IP6m sehr selbstverständlich, ohne es zu legitimieren, IP4, ev. auch IP8 und IP9. So erzählte IP1w über ihren Mann: „er war halt so traditionsgebunden, ja, und hat dann halt so gsagt, naja, jetzt simma verheiratet, und jetzt tumma mal die Wohnung einrichten und so in einem Jahr amal a Kind, net, so, wie sich's halt so ghört, na, und i hab halt immer nur gebremst“ (IP1w:20).

(3) Viele Geschlechtsunterschiede können mit Normen guter Mutterschaft in Verbindung gesehen werden, die einen Kinderwunsch von Frauen oder die Entscheidung für eine Umsetzung des Kinderwunsches vor allem für Frauen oft zu behindern scheint. Einer Mutterschaft sollte bspw. jedenfalls der gehegte Wunsch einer Frau nach einem Kind vorausgehen. Außerdem wird von einer Mutter normativ erwartet, emotional-zugewandt, fürsorglich-liebend und aufopfernd-kümmernd für das Kind da zu sein. Darauf wiesen bspw. die individuellen Antizipationen der Frauen hin: Wenn Frauen sich Kinder nicht wirklich wünschten und Babys eher fad und anstrengend empfanden, wenn sie vermuteten, keine liebende Mutter sein zu können und nicht bereit waren, Opfer zu bringen, hatten sie anscheinend das Gefühl, dass eher erwartet wurde, dass sie (noch) keine Kinder bekommen sollten. Vielmehr sollten sie die Umsetzung eines Kinderwunsches sorgfältig planen, abwägen und alle Veränderungen und Konsequenzen zu bedenken versuchen (vgl. auch Kinder oder Familie haben wollen: Geschlechtsspezifische Unterschiede).

Diese normativen Erwartungen waren für Männer in den Interviewdaten nicht rekonstruierbar und zeigten sich in den weiblichen Erzählungen vor allem in den sachlichen Erklärungen und wenig emotionalen oder gar abweisenden Erklärungen von Frauen, wenn sie über ihren nicht vorhandenen Kinderwunsch erzählen: Erklärungen, die keine sich aufopfernde und liebevoll zugewandte Mutter nach sich ziehen würden, die sich ihren langgehegten Wunsch nach Kindern erfüllt, und sich gerne mit ihrem Baby beschäftigen und Zeit verbringen würde. Mit diesen Erklärungen wurde ein Nicht-Wunsch und die Nicht-Verwirklichung einer Mutterschaft legitimiert. So vermutete IP1w eine „harte Mutter“ geworden zu sein und hatte ihre Reisen und Berufstätigkeit nicht opfern wollen; IP9w brachte Gefühle vor, die eine gute Mutter nicht haben sollte (Kinder „nicht spannend“ empfinden, sie als „plärrend“ und „nur herumliegend“ beschreiben), um zu begründen weshalb sie lange keine Mutter werden wollte; IP4w hatte Kinder als anstrengend und freiheitsraubend empfunden, und versuchte im Interview, da sie dennoch eines bekommen hatte und Vollzeit berufstätig geblieben war, zu versichern, dass sie dankbar und ihr Sohn mittlerweile das Wichtigste in ihrem Leben sei. IP3m argumentierte bspw., dass seine Frau zwar immer berufstätig geblieben war, verwies jedoch mit der bewusst gewählten räumlichen Nähe zur Mutter und Schwester seiner Frau auf die mütterliche Fürsorge, die damit abgesichert und im Sinne des Kindeswohls gewesen war. IP2w brachte entsprechend der

Norm einer guten Mutter zum Ausdruck, dass sie noch keine Opfer bringen möchte und zu viele berufliche Ziele hat, die sich mit normativem Muttersein nicht vereinbaren ließen, sie daher keinen Kinderwunsch habe, sondern vielmehr berufliche Wünsche habe, "dann brauch i ka Kind".

(4) Ergänzend dazu spiegelten die Interviews auch Normen guter Vaterschaft bzw. Männlichkeit wider, die für den Kinderwunsch von Männern und deren Entscheidung für Kinder relevant wurden. Die Formulierungen der männlichen Interviewpartner finden sich in derselben Form in den Interviewdaten von Frauen aufgrund anderer normativer Erwartungen nicht. Vor allem die normativen Erwartungen eines gut bezahlten, sicheren und zeitlich trotz Vollzeit gut mit dem Familienalltag kompatiblen Arbeitsplatz wurde von den Frauen nicht in dieser Art thematisiert. Im Gegensatz dazu wurde von den Männern nicht der durchdachte und bewusste Kinderwunsch erzählt wie die Frauen dies taten. So erzählte bspw. IP7m, nachdem er seinen Übergang zur Vaterschaft erwähnte, sogleich von seiner gemütlichen Anstellung von 7 bis 15:30 Uhr. In weiterer Folge argumentierte er nicht – wie IP8w oder IP9w oder manche Frauen in den Gruppendiskussionen –, wieso er trotz Geburt des Sohnes arbeitete und erklärte auch nicht, wer das Kind währenddessen betreute. IP3m erzählte, dass er am neuen Wohnort der Familie vor allem schätzte, dass er seine Arbeitsorte auch von dort weiterhin gut erreichen konnte. IP5m bekräftigte in seiner Erzählung mehrmals, sein Beruf sei „jetzt nicht ein Familienberuf, da verdienst net so guat“ (IP5m:3). Da diese Verantwortung als Mann für ihn jedoch nicht in Frage zu kommen schien, konnte er diesen Beruf auch leichter ausüben als sein Bruder, „der anscheinend immer schon Familie wollte“ (IP5m:3). Verantwortung zu übernehmen hieß in diesem Fall, als Mann eine Familiengründung zu vermeiden, um andere Pläne verwirklichen, Spaß haben und das Leben genießen zu können (IP5m); oder diesen Schritt (noch) hinauszuzögern, um offen für andere Möglichkeiten bleiben zu können (wie IP6m). Die Erzählung der Lebensgeschichten von Männern spiegelten auch etwas deutlicher die Bedeutung von sozialen Normen zum Ablauf der Familiengründung wider, nach denen erst eine Heirat zur Familiengründung führt. So erzählte bspw. IP3m: „wir haben geheiratet und dann, mit dem ersten Kind, simma weg von Wien“, oder IP7m: „ich hab‘ dann geheiratet, mein Sohn kam auf die Welt“. Auch für IP6m standen zuerst Verlobung und Heirat an, bevor er sich mit einer Familiengründung auseinandersetzen wollte.

7 Zusammenfassende Diskussion und Schlussfolgerungen

Im Fokus der vorliegenden Studie stand der Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und sozialen Normen, zwischen individuellen und kollektiv-normativen Erwartungen und Werthaltungen, und zwar insbesondere in Bezug auf die Frage des Kinderwunsches und dessen Verwirklichung. Inwiefern beruhen Lebensentscheidungen wie diese, die Erwartungen, die Personen mit diesen verbinden sowie die Lebenszufriedenheit, die sie dadurch erreichen, auf individuellen Bedürfnissen und Wünschen, und inwiefern sind sie von sozialen Normen geprägt – also von der Überzeugung, dass bestimmte Entscheidungen und Ziele einfach dazu gehörten zum Leben, so getroffen und verfolgt werden sollten, und von der Annahme, dass andere das auch so erwarteten? Soziale Normen werden dabei als Verhaltenserwartungen definiert, die Individuen an andere haben, von denen sie aber auch annehmen, dass andere diese Erwartungen an sie haben (vgl. Bicchieri 2017, 2006). Diese normativen Erwartungen dienen der Orientierung für bestimmte Haltungen und Handlungen von Individuen.

Im Folgenden soll mittels einer Zusammenfassung und Triangulation der zentralen Ergebnisse (vgl. Kapitel 6), über die Diskussion in Zusammenhang mit theoretischen Ausgangspunkten zu sozialen Normen und individuellen Wertvorstellungen (vgl. Kapitel 3), aber auch über eine Kontextualisierung der Ergebnisse mit dem Forschungsstand (vgl. Kapitel 4) die abschließende Beantwortung der Forschungsfragen erfolgen: Welche Bedeutung wird eigenen Kindern für die persönliche Lebensplanung und Lebenszufriedenheit beigemessen? Inwiefern gibt es diesbezüglich kollektiv geteilte Wertvorstellungen, also soziale Normen rund um Lebenszufriedenheit und Kinderwunsch? Inwiefern prägen individuelle Wertvorstellungen und diese kollektiv geteilten sozialen Normen die Lebenszufriedenheit und den Kinderwunsch von Frauen und Männern?

Die rekonstruktive Analyse der Gruppendiskussionen und der lebensgeschichtlichen Interviews (vgl. Kapitel 5) zeigte, dass eigenen Kindern, dem Wunsch danach oder der Realisierung dieses Wunsches im Gesamtkontext eines erfüllten Lebens keine vordergründige Bedeutung zugeschrieben wurde. Eigene Kinder wurden auf kollektiver Ebene nicht als selbstverständlicher Aspekt der Lebensgestaltung erwartet. In den lebensgeschichtlichen Interviews wurde der Themenkomplex Familie, Beziehungen und eigene Kinder zwar inkludiert, und der Übergang zur Elternschaft in den meisten Fällen zumindest als zu kommentierendes oder zu erzählendes, mehr oder weniger (erwartet) prominentes Lebensereignis erzählt. Die Bedeutung der Verwirklichung eines Kinderwunsches und von eigenen Kindern war im Kontext der gesamten Biographie und Lebensplanung jedoch nicht prioritär und auf den ersten Blick eher gering, weder retrospektiv noch prospektiv. In vielen Fällen tauchte das Thema erst in der Nachfragephase auf. Die Erzählungen zu diesem Aspekt wurden im Vergleich über die einzelnen Fälle hinweg jedoch sehr unterschiedlich und variabel ausgestaltet und reichten von dem intensiven Bestreben, dem alles untergeordnet wird, über die scheinbar unhinterfragte und ungeplante Selbstverständlichkeit eine Familie zu gründen, über den intensiven Aushandlungsprozess in der Partnerschaft, über intensive individuelle Überlegungen und Unsicherheiten, bis hin zur unhinterfragten Selbstverständlichkeit, keine Kinder zu haben.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Entwicklung und Verwirklichung eines Kinderwunsches aber auch die damit zusammenhängende Lebenszufriedenheit zwar stark individualisiert thematisiert wird, jedoch prinzipiell als relational begriffen werden muss (Twamley et al. 2021; Roseneil und Ketokivi 2016; Horne 2014; vgl. auch Kapitel 3). Die drei unterschiedlichen Relationalitäten waren in den einzelnen Lebensgeschichten in unterschiedlicher Weise bedeutend und relevant geworden (vgl. Kapitel 6.1.3 und Kapitel 6.2.3): Diese umfassen (1) individuelle Bedürfnisse, Ansprüche und Vorstellungen (die sogenannte Relationalität auf intra-aktionaler Ebene); (2) des Weiteren waren Dynamiken in Partnerschaften, Familien und in anderen zwischenmenschlichen Beziehungen von Bedeutung (die sogenannte Relationalität auf inter-aktionaler Ebene). Vor allem aber wurde in der rekonstruktiven Analyse aller lebensgeschichtlichen Interviews (3) die Relevanz weiterer sozialer Normen ersichtlich (die sogenannte weitere soziale Relationalität), die auch in den Gruppendiskussionen rekonstruiert werden konnte. Die relationale Relevanz eigener Kinder für Lebenszufriedenheit führt über die Einbettung in bestehende Evidenz aus der Literatur zu zwei in Kapitel 7.2 erläuterten Schlussfolgerungen.

7.1 Individuelle Entscheidung für oder gegen Kinder: individuelle Verantwortung für Lebenszufriedenheit

Die gesamtgesellschaftlichen, sozialen, politischen und ökonomischen Umwälzungen der vergangenen Jahrzehnte wurden auf manifester Ebene in den Diskussionen und auch Lebensgeschichten als Generationenunterschiede evident und in Bezug auf das erfüllte Leben als sehr bewusst, als bedeutend diskutiert und wahrgenommen. Im vergangenen Jahrhundert war es Menschen nicht möglich, sich derart frei zu entscheiden, es standen auch weniger Optionen zur Auswahl, dadurch entwickelten sich jedoch manche Wünsche (wie bspw. ein Kinderwunsch und damit ein Wunschkind) auch nicht, und waren Menschen auch noch nicht mit Optimierungs- und Entscheidungsdruck konfrontiert, der für neoliberal geprägte Gesellschaften charakteristisch geworden ist (Adkins 2018; Lightman und Kevins 2021). Dieser Generationenwandel lässt sich auch in größeren Umfragen nachweisen (Berghammer und Schmidt 2019).

In Bezug auf die Forschungsfrage der kollektiven Wertvorstellungen zeigten sich auf manifester Ebene in den lebensgeschichtlichen Interviews und in den Gruppendiskussionen insgesamt drei zentrale Ambivalenzen: (1) Auf der einen Seite wurden die Existenz klarer Normen beinahe abgetan bzw. die Gültigkeit althergebrachter Normen in Frage gestellt, vielmehr die Möglichkeit, freie, individuelle und subjektivierte Entscheidungen für eine von vielen möglichen Optionen als positiv hervorgehoben und diskutiert; auf der anderen Seite wurde dies aber auch sehr kritisch besprochen: das „Geländer“, „In-Stein-Gemeißeltes“ und „Drehbuch“ würden fehlen, Unsicherheit groß sein und Natürlichkeit und Intuition aufgrund ausgiebiger Reflexion und durchdachter Planung des Lebens verloren gehen. Ähnlich wurde daher (2) Familie sehr ambivalent diskutiert: zum einen schränkt Familie die freie Lebensgestaltung ein, ändert Freundeskreise und Lebensziele, hat Konsequenzen, kann auch nicht erfüllend sein, belasten und krank machen, oder enttäuschen aufgrund zu hoher Harmonieansprüche. Zum anderen wird sie aber als „sicherer Hafen“ gerahmt, die „soziale Verbundenheit“ und „Liebe“ in einer Familie als die wichtigen Konstanten im Leben betont, und außerdem konstatiert, dass familiäre Aufgaben immer mehr aufgeteilt würden und Familie heute ohnehin sehr vielfältig gelebt werden

kann. Dementsprechend wurden als Familie auch explizit die Partnerschaft, der Freundeskreis, die Ursprungsfamilie oder die Geschwister, weitere Verwandte oder die Schwiegerfamilie, Familie also ohne das Vorhandensein eigener Kinder definiert. Im Vordergrund steht dabei die Bedeutung eines zentralen Rückzugsortes und Gegenentwurfs zu einer stark individualisierten, leistungsorientierten Gesellschaft, die sich bereits seit den 1980er Jahren, seit Beginn der neoliberalen Umbrüche, feststellen lässt (Correll, 2010).

Eine weitere und damit zusammenhängende Ambivalenz lässt sich in den Daten auch (3) in Bezug auf den Kinderwunsch nachzeichnen: einerseits wurde auf kollektiv-manifester Ebene die Überzeugung geteilt, dass es heutzutage überhaupt nicht mehr selbstverständlich und kein automatisches, fixes Lebensziel mehr sei, Kinder zu bekommen. Auch in den erzählten Lebensgeschichten zeigte sich der stark individualisierte, veränderliche und nicht selbstverständliche Charakter des Wunsches nach Kindern und nach der Gründung einer eigenen Familie. Die Erwartung, dass Kinder zu einem erfüllten Leben grundsätzlich dazu gehören, war auf manifester Ebene in den Gruppendiskussionen nicht erkennbar. Dieser Befund ähnelt also der geringen Zustimmung zu dieser Aussage in großen Umfragen (Schuster et al. 2009; Inglehart et al. 2011). Vielmehr wurde in den Diskussionen und auch Interviews explizit abgelehnt, es als zu erledigendes Ziel im Leben anzusehen, Kinder zu bekommen oder eine Familie zu gründen. Kinder seien kein „Konsumgut“, gehörten nicht als „abzuhakender“ Punkt auf die abzuarbeitende „Löffelliste“, seien kein „materielles Ding“, das man sich einfach so zum „Selbstausschlag“ zulegen könnte, und die Verantwortung und „Konsequenzen des Vermehrens“ die mit einer Familiengründung einhergingen, müssten eben berücksichtigt und gegebenenfalls auch verhindert werden.

Andererseits – und das stellt in Bezug auf den Kinderwunsch die zentrale Ambivalenz dar – wurde auf latenter Ebene dennoch die starke Bedeutung und Selbstverständlichkeit der normativen Erwartung, sich Kinder zu wünschen, deutlich. Dass die Erwartung eines Kinderwunsches oder dessen Verwirklichung als implizit wirkende soziale Norm einzustufen ist, zeigte sich in der kontinuierlichen, kollektiven und individuellen, mehr oder weniger impliziten Orientierung daran und Referenz darauf, sowohl in den Diskursen als auch in den Erzählungen, selbst wenn – wie in einzelnen Diskussionen oder Lebensgeschichten – das Thema gänzlich unerwähnt blieb oder nur am Rande diskutiert wurde. Der Kinderwunsch ist bspw. jenen Aussagen als Referenzpunkt inhärent, in denen er aufgrund seiner Selbstverständlichkeit nicht weiter erklärt werden musste, oder aber in jenen Aussagen erkennbar, die bestimmtes, davon abweichendes Verhalten ungefragt begründeten, rechtfertigten und damit legitimierten (vgl. Kapitel 6.1.3 und Kapitel 6.2.3). Wurde aber ein realisierter Kinderwunsch in den Diskussionen oder Erzählungen thematisiert, wurde mit diesem Umstand oftmals die normative Erwartungshaltung eines damit verbundenen „Glücksgefühls“ verbunden, das empfunden werden sollte, also einer normativen Erwartung zu unterlegen schien.

Die Daten spiegeln diesbezüglich auch das normativ erwartete und bereits seit Aufkommen des Neoliberalismus „überhöhte“ (Correll 2010, S. 129) Glück durch eigene Kinder und Kernfamilie wider. Diese Konstruktion diene zum einen dazu, bestimmtes abweichendes Verhalten (kinderlos zu sein) zu legitimieren, und zwar über die Annahme, dass diese Kinderlosigkeit ungewollt sei, Menschen daher unter ihrem leeren und unglücklichen Leben leiden würden. Zum anderen war die soziale Norm Kinderwunsch auch manchen Aussagen inhärent, die Men-

schen ohne einen solchen Wunsch zwar auf manifester Ebene explizit Akzeptanz entgegenbringen, implizit jedoch den Vorwurf machen, Verpflichtungen, Herausforderungen und Verantwortung zu scheuen, das eigene Freiheiten und Vergnügen (z.B. durch Reisen, mehr Freizeit) und/oder das berufliche Fortkommen über die Sorge für ein Kind zu stellen (vgl. auch Hansen 2012; Stanley et al. 2003). Manche verbanden diese implizite Kritik gar mit der Gefahr des späteren Bereuens, dessen Internalisierung auch in manchen lebensgeschichtlichen Interviews deutlich wurde. Diese negativen Wahrnehmungen treten in Ländern des globalen Nordens seit den 1970er-Jahren recht konstant auf (Chancey und Dumais 2009; Gotlib 2016).

Individuelle Entscheidungen in Bezug auf den Kinderwunsch sind aufgrund dieser impliziten normativen Erwartungen also nicht so frei und individuell, wie es der explizit formulierte Anspruch in den Gruppendiskussionen und lebensgeschichtlichen Interviews vermuten lässt. Dieser Anspruch rekurriert wiederum auf die in der Literatur umfassend beschriebenen, gleichzeitig implizit wirkenden, neoliberal geprägten sozialen Normen der subjektivierten Entscheidung, individuellen Selbstoptimierung und Eigenverantwortung (Lewis 2001; Esping-Andersen et al. 2002; Adkins 2018). Diese schließen sowohl die Möglichkeit als auch die Notwendigkeit sich individuell zu entscheiden ein, sind aber auch verbunden mit hohem Ausmaß an Selbstverantwortung und gleichzeitiger Orientierungslosigkeit (Hitzler und Honer 2012; Lewis 2006; Giddens 1991, 1996). Die Diskussionsverläufe in den für diese Studie durchgeführten Gruppendiskussionen belegen diese Gleichzeitigkeit, und die Ergebnisse lassen diesbezüglich auch folgende analytische Schlussfolgerungen zu:

(1) Wenn die Wahlmöglichkeiten für Individuen zu zahlreich oder zu beliebig werden, erhöht sich auch der Druck, die Unsicherheit und das ständige Gefühl, es könnte auch noch etwas Anderes und Optimaleres geben, nach dem man streben könnte, was wiederum die Wahrscheinlichkeit erhöht, bestimmte – nicht mehr rückgängig zu machende – Entscheidungen auch zu bereuen.

(2) Eine Vielzahl an Wahlmöglichkeiten birgt unklare Konsequenzen: theoretisch verstärkt diese Vielzahl einerseits das Bewusstsein, potentiell von anderen mit einem (komplett) anderen Lebenskonzept negativ bewertet zu werden. Die Daten zeigen aber auch eine gleichzeitig erhöhte Chance, dass Menschen und Lebensentwürfe nicht mehr so streng bewertet werden: Zumindest auf manifester Ebene zeigt sich hier vor dem Hintergrund der gestiegenen Wahlmöglichkeiten jedoch die normative Erwartung oder zumindest soziale Erwünschtheit des Nicht-Verurteilens. In manchen Diskussionsverläufen ist gar eine radikale Form der Akzeptanz anderer Lebenskonzepte zu erkennen, was auf eine normativ erwartete Werturteilsfreiheit hindeuten könnte, bzw. zumindest die normativ erwartete Performanz dieser Akzeptanz und Werturteilsfreiheit. Mit anderen Worten: Explizit soll nichts verurteilt werden, jegliches Verhalten ist dem Anschein nach möglich, und auch in Ordnung und akzeptiert. Gleichzeitig zeigt die rekonstruktive Analyse auch die implizite Kritik an abweichendem Verhalten, bspw. wenn bei Menschen ohne Kinder eine Scheu vor Verantwortung oder ein Priorisieren persönlicher Bedürfnisse vermutet und verurteilt wird.

(3) Dreh- und Angelpunkt scheint bei der individuellen Entscheidung für eine Möglichkeit aus vielen zu sein, eigene oder auch bei anderen beobachtete Verhaltensweisen, Entscheidungen oder Lebenskonzepte erklären und begründen zu können, sich zumindest darum zu bemühen.

Auf individueller Ebene impliziert diese normative Legitimierungserwartung wiederum eine erhöhte Notwendigkeit, sich der eigenen Bedürfnisse und Wünsche bewusst und sich der Entscheidungen nach ausführlichen Reflexionen auch sicher zu sein, sie gut begründen zu können, oder – wenn dies nicht der Fall ist – kontinuierlich nach etwas Besserem zu streben. Außerdem inkludieren die vielen Möglichkeiten auch die Erwartung, dass jedes Individuum mit jeglicher individuellen Entscheidung letztlich auch zufrieden und glücklich sein müsse, oder zumindest glaubhaft den Anschein erwecken sollte, glücklich zu sein. In einer vermeintlichen Realität der vielfältigen und freien Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten können nämlich Menschen, die nicht glücklich sind, zum einen für ihren Zustand selbst verantwortlich gemacht werden, weil er auf deren individueller Entscheidung basiert; zum anderen kann von ihnen erwartet werden, dass sie diesen Zustand auch zu ändern und zu optimieren versuchen. Normativ erwartet wird demnach die Zufriedenheit mit dem eigenen Leben, glücklich zu sein mit den (einst) individuell getroffenen Entscheidungen, zumindest die glaubhafte Performanz dieses Glücklichseins und des Lebens voller erfüllter Ziele, Wünsche und Erwartungen. Das Konzept der Lebenszufriedenheit erhält dadurch einen beinahe imperativen Charakter, der auch in der latenten Bedeutung vieler Aussagen und Diskurse nachzuzeichnen war, und zwar im Anspruch und der persönlichen Verantwortung dafür, glücklich zu sein, unter allen Umständen, es zumindest so zu präsentieren, und ansonsten angehalten zu sein, eine andere Entscheidung zu treffen (wenn noch möglich) oder eben ein bestimmtes Bedauern oder Leiden einzugestehen.

7.2 Relationalität sozialer Normen: Kinderwunsch und Elternschaftsnormen

Auf latenter Ebene verwies die reflektierende Interpretation und Rekonstruktion sowohl der kollektiven als auch der individuellen Wertvorstellungen, Deutungs-, Orientierungs-, Erzähl- und Handlungsmuster allerdings auf sehr viel deutlichere Geschlechtsunterschiede und auf unterschiedliche normative Erwartungen in Bezug auf den Kinderwunsch entlang von Geschlechtsrollenvorstellungen. Kinderwunsch und Elternschaft waren auf latenter Ebene durchwegs sehr viel stärker und kollektiv mit Frauen assoziiert, von Frauen thematisiert, unter Frauen diskutiert, und für Frauen in ihrer individuellen Lebensgeschichte prägend, bereits lange bevor sie reflektieren, ob sie einen Kinderwunsch haben. Wie bereits Baumgarten et al. (2020) beschrieb, ist ein Kinderwunsch stärker in der kollektiven Vorstellung eines „normalen“ Lebenslaufs von Frauen integriert. Für Frauen zeigten die Daten diesbezüglich auch eine stärkere *Gefühls- und Beziehungsorientierung*: die Interviewten und Diskutant/innen referenzierten auf die normative Erwartung, dass Frauen sich Kinder wünschen, dass für Frauen mit der Erfüllung dieses Wunsches auch ein Glücksgefühl und eine Lebenszufriedenheit eintritt, das auf der Beziehung zu, der Betreuung und Erziehung der Kinder basiert. Für Frauen, die keine Kinder haben, wurde entsprechend nach Begründungen gesucht, weshalb sie keinen Wunsch danach entwickelten, bspw. weil sie eben den erwarteten emotionalen Bezug zu Kindern nicht spürten, oder davon überzeugt seien, *auch* ohne Kinder ein erfülltes Leben zu haben. Die Überzeugung *nur* ohne Kinder ein erfülltes Leben haben zu können, kam in den Diskursen und Erzählungen hingegen kaum vor.

Männer wurden hingegen in den Diskussionen und Lebensgeschichten thematisiert als jene, die Familie gründen oder eine Familie und Kinder haben. Dies verweist auf eine stärkere *Statusorientierung*, die Männern zugeschrieben und normativ erwartet wird: Männer sollten demnach die Umsetzung des gemeinsamen Ziels, Kinder zu haben, in der Partnerschaft gut planen, ermöglichen und absichern. Die Ergebnisse zeigen, dass der Kinderwunsch von Männern auf diskursiver Ebene eine deutlich andere Qualität hat: er wurde weniger explizit thematisiert und der Übergang zur Elternschaft sehr viel selbstverständlicher und oftmals beiläufig erwähnt. Der Kinderwunsch wurde deutlich stärker an der Partnerin und an der Partnerschaft orientiert erzählt und in den Diskussionen und Erzählungen deutlich weniger mit der Vorstellung der zeitlich intensiven Betreuung der Kinder und damit der emotionalen Bindung zu ihnen verbunden. In diesem Zusammenhang wurde die Realisierung eines Kinderwunsches weniger als individuelle, sondern auch als partnerschaftliche Entscheidung gerahmt, bei der nicht nur die Partnerschaft eine Rolle spiele, sondern auch „die Natur“ mitspielen muss, die einen Wunsch nach Kindern aufkommen lässt und eine Umsetzung mit der Partnerin ohne Probleme ermöglichen muss. Dennoch spiegeln die Daten auch das Glücksempfinden und die Bedeutung von eigenen Kindern für ein erfülltes Leben auch für Männer wider.

Aus der Perspektive von heterosexuellen Frauen wird der Kinderwunsch ihrer männlichen Partner ebenfalls erkennbar, vor allem dann, wenn sich Frauen selbst (noch) keine Kinder wünschen. Der normativ eher für Frauen erwartete Kinderwunsch schien in einem für Männer geringeren Reflexionsaufwand zu resultieren, ihnen jedoch auch weniger Reflexions- und Handlungsspielraum zu geben: Ihnen wurde eher zugeschrieben, sich in Bezug auf den Kinderwunsch auf ihre Partnerinnen berufen zu können, während Frauen diesbezüglich und auch in der Verwirklichung des Wunsches eher mehr Handlungsmacht zugeschrieben wurde. Dies könnte zum einen an der Zuschreibung liegen, dass Frauen beim und nach dem Übergang zur Elternschaft biologisch und sozial mehr Konsequenzen zu erwarten und zu bewältigen hätten. Zum anderen könnte dies auch auf die Zuschreibung und normative Erwartung für Männer, eine eher größere Distanz zum alltäglichen Leben mit Kindern bzw. weniger Erziehungspraxis zu haben, zurückzuführen sein. Diese geringere Verantwortung, die Männern dafür zugeschrieben wird, zeigte sich in den Daten auch dann, wenn bspw. Mütter viel deutlicher für ihr Betreuungsarrangement und Erziehungsverhalten kritisiert wurden.

Die geschlechtsspezifische Bedeutung des Wunsches nach eigenen Kindern wird über die Kontextualisierung mit Elternschafts- und Egalitätsnormen verstehbar. Soziale Normen rund um Elternschaft sind ebenfalls sehr geschlechtsspezifisch (Evertsson und Grunow 2019; Schmidt et al. 2019) und seit Jahrzehnten sehr wirksam (Correll 2010; Diabaté 2015; Tolasch und Seehaus 2017). Wie die vorliegende Studie zeigte, stehen diese sozialen Normen in engem Zusammenhang mit der Frage, ob Frauen überhaupt einen Kinderwunsch entwickeln, ob sie ihn dann umsetzen und ob sie dann tatsächlich glücklich sind mit dieser Entscheidung. Denn die sozialen Normen für eine gute Mutter (vgl. Schmidt et al. 2022; Diabaté und Beringer 2018) beinhalten, dass Mütter bereit sein sollten, zeitliche Ressourcen zu investieren, sich ihrem Kind zu widmen, eine emotional-fürsorgliche Bindung aufzubauen und dafür auch Opfer zu bringen. Zentral ist für gute Mutterschaft aber auch die normative Erwartung, dass sie dies gerne tun, ihre Erfüllung darin finden und glücklich damit sind, sonst „ja kein Kind brauchen“ würden, und: sich ihre Kinder und diese Art der Mutterschaft auch wirklich wünschen. Die Norm des Kinderwunsches wurde – wie die Ergebnisse der vorliegenden Studie belegen – nämlich nicht nur eher mit Frauen verbunden, deren Kinderwunsch schien auch Voraussetzung zu

sein, um eine gute Mutter sein zu können. Dementsprechend wurde ein Kinderwunsch von Frauen, der nur in Verbindung mit dem Ziel, ihr Leben zu optimieren, oder rund um individuelle Bedürfnisse entstanden ist, problematisiert und kritisiert; die Verwirklichung eines Kinderwunsches zu diesem Zweck wurde nicht legitimiert. Dahinter lag die Annahme, dass Frauen sich dann mehr um sich selbst und die eigene Bedürfnisbefriedigung und Selbstoptimierung als um das Kind kümmern würden und ein Kind als „materielles Ding“ oder „Konsumgut“ nur zum „Selbstaussdruck“ betrachten würden. Dies erfüllt nicht die normativen Erwartungen rund um die fürsorgliche, „liebende“, aufopfernde Mutter. Dieser soziale Normkomplex macht auch verständlich, weshalb die in den Daten vorfindbaren Erklärungen für einen Nicht-Wunsch nach Kindern bei Frauen oder ihre Nicht-Mutterschaft sehr unemotionalen, sachlichen, theoretisch-abgehandelten Charakter aufwiesen und damit die Abweichung von der sozialen Norm Kinderwunsch für Frauen legitimierten.

Auf manifester und diskursiver Ebene lassen die Daten auch eine soziale Norm der gleichberechtigten Elternschaft vermuten. Vor allem im Generationenvergleich wurde thematisiert, dass Frauen heutzutage auch arbeiten würden, dass Männer sich auch um die Kinder kümmern würden und dass dies einen zentralen Unterschied zu Elternschaft in früheren Generationen darstellt. Die Analyse der latenten Ebene zeigte jedoch, dass es keine normative Erwartung gibt, Elternschaft gleichberechtigt zu leben und familiäre Verantwortlichkeiten egalitär aufzuteilen. Vielmehr schienen die Interviewten und Diskutant/innen davon ausgegangen und erwartet zu haben, dass eine etwaige egalitäre Aufteilung von familiären Verantwortlichkeiten mit Mutterschaft aufhört oder – wie Studien bereits gezeigt haben – zumindest sehr schwer umzusetzen ist (vgl. (Schmidt et al. 2019; Schmidt 2018; Evertsson und Grunow 2019). Die Ergebnisse zeigen, dass Frauen nach wie vor mit ihrer Verantwortung für fürsorgende Erziehung von und Beziehung zu Kindern in Verbindung gebracht wurden, während dies für Männer eher als Zusatz, Belohnung oder Gewinn gerahmt, und deren Verantwortung eher in der finanziellen Absicherung angesiedelt wurde, für die sie Sorgen zu tragen haben.

Diese Anforderungen, die aus sozialen Normen rund um Elternschaft und Mutterschaft resultieren (Diabaté und Beringer 2018; Diabaté 2015; Schmidt et al. 2022), konfliktieren mit neoliberalen Anforderungen ökonomischer und selbstoptimierender Unabhängigkeit (Hamilton 2016; Ruckdeschel 2015; Connell 2009; Adkins 2018; Schmidt et al. 2022). Für Frauen zeigt sich diese Diskrepanz in den normativen Erwartungen bereits *bevor* sie überhaupt einen Kinderwunsch entwickeln (Glass et al. 2016; Meeussen und van Laar 2018; Pedersen 2016). Dass sich vor allem Frauen der „Verantwortung“ als Mutter bewusst sein sollten, wird – wie schon seit den 1970er Jahren (Correll 2010) – hauptsächlich für Frauen diskutiert. Jede Entscheidung einer Frau erscheint vor diesem Hintergrund schwierig: Fällt die Entscheidung *für* die Verwirklichung des Kinderwunsches aus, könnte die Mutterschaft aufgrund der Unvereinbarkeit mit neoliberalen Anforderungen irgendwann bereut werden (Donath 2017; Heffernan und Stone 2021); doch auch im Fall einer Entscheidung *gegen* Mutterschaft kann dieser Schritt bereut werden, denn ein Widerruf dieser Entscheidung im Sinne der Selbstoptimierung ist irgendwann nicht mehr möglich.

Insgesamt deuten die Ergebnisse zwar auf eine hohe Bedeutung der jeweiligen Generation hin, des Alters und jeweiligen Lebensabschnitts, in der Personen zu ihrem erfüllten Leben erzählen sollten bzw. darüber diskutieren sollten. Die Lebensgeschichten und Diskussionsbei-

träge sind natürlich auch im Kontext der jeweiligen Generation und ihren Normen und Handlungsoptionen zu sehen. Dennoch belegte die rekonstruktive Analyse die geschlechtsspezifisch ungleiche Relevanz der sozialen Normen rund um Kinderwunsch und gute Elternschaft für Frauen und Männer, und zeigte die markante und persistente Bedeutung von Geschlechterrollenvorstellungen, unabhängig von Generation, auf. Jedenfalls – so zeigten die Analysen der lebensgeschichtlichen Interviews – kann es auch zufrieden und glücklich machen, den sozial-normativen Erwartungen zu entsprechen, weil das weniger Reflexions-, Entscheidungs- und Legitimationsaufwand mit sich bringt, d.h. eine heterosexuelle Partnerschaft einzugehen, zu heiraten, sich Kinder zu wünschen, dies mit erprobten und normativen abgesicherten geschlechtsspezifischen Rollen und Aufgaben auch umzusetzen und Elternschaft entsprechend zu leben. Auf den Zusammenhang zwischen kulturell geprägten sozialen Normen und subjektivem Wohlbefinden verweisen zahlreiche Studien: Väter und Mütter weisen dann ein höheres Maß an Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit auf, wenn ihr Verhalten und ihre Einstellungen in Einklang mit vorherrschenden sozialen Normen sind und sie sich nicht Herausforderungen stellen müssen, die non-normatives Verhalten und das „Schwimmen gegen den Strom“ erfordern (Suppes 2020; Evertsson und Grunow 2019; Schmidt et al. 2019; Schröder 2018).

Schlussfolgernd lässt sich festhalten, dass die Relationalität von sozialen Normen, damit zusammenhängende Zuschreibungen und konfligierende normative Erwartungen zwar nicht nur Frauen, sondern auch Männer in ihrem Bedürfnis-, Entscheidungs- und Handlungsspielraum einschränken, wenn sie einmal Kinder haben. Was Selbstverwirklichung und ökonomische Selbstständigkeit betrifft, bedeuten sowohl die Normen rund um Kinderwunsch und Elternschaft, aber auch jene der Selbstoptimierung für Frauen aber etwas gänzlich anderes als für Männer, vor allem was die Konsequenzen jeglicher Entscheidung betrifft, die letztendlich – nach neoliberalistischer Logik – wiederum einzig in der Verantwortung des Individuums liegen.

Diese sozialen Normen des Kinderwunsches und der guten Elternschaft scheinen sich im Generationenwandel und mit dem Aufkommen neoliberaler Anforderungen zwar aufgeweicht zu haben und unklarer geworden zu sein, nach wie vor aber – wie die Ergebnisse zeigen – sehr wirksam zu sein. Auch wenn die Realität heutiger Generationen stärker von neuen, neoliberalen Anforderungen und Möglichkeiten geprägt ist, so belegen die Daten jedoch den selben bzw. sogar gestiegenen Druck auf Frauen, dass sie einen Kinderwunsch haben sollten bzw. alles andere erklärungsbedürftig ist, und dass sie gleichzeitig den normativen Erwartungen an Frauen, wie sie als Mutter zu sein hätten, entsprechen sollten. Über die Generationen hinweg und unabhängig vom Alter der Interviewten und Diskutantinnen war dieser Druck in den (geplanten) Entscheidungen der Frauen spürbar. Auch für Männer ist die Vereinbarung beider Anforderungen schwieriger, weil sie trotz neoliberal geprägter Prekaritäten nach wie vor mit der normativen Erwartung konfrontiert sind, für die finanzielle Absicherung der Familie mit dem dafür geeigneten Beruf zuständig zu sein. Beide Diskrepanzen müssen von Frauen und Männern auf individueller Ebene gelöst und verantwortet werden. Eine zu hohe Zahl an Wahlmöglichkeiten erhöht auch das Bedürfnis nach klaren sozialen Normen (Bicchieri und Mercier 2014; Bicchieri 2017), was zur Erklärung von (Re-)Traditionalisierungsbefunden (Schmidt et al. 2020; Schmidt 2022) beitragen könnte. Ambivalenzen, unklare und konfligierende Zuschreibungen, Erwartungen und Anforderungen, sowie politisch unklare Zielsetzungen und propagierte Wahlfreiheit machen eine Entscheidung für Kinder dadurch zunehmend schwieriger, was wiederum zur Erklärung stagnierend geringerer Geburtenraten und Familiengrößen beitragen könnte.

8 Methodische Reflexionen

Im Rahmen der vorliegenden Studie war das Ziel, kollektive Wissensbestände zu und individuelle Relevanz von sozialen Normen zum Kinderwunsch zu ergründen. Einige methodische Reflexionen müssen beim Lesen der Ergebnisse und Schlussfolgerungen allerdings berücksichtigt werden. Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurden Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Zusammensetzung der Gruppen erfolgte vor allem nach der Kategorie Geschlecht und war von teilweise großen Altersunterschieden geprägt. Auch bei den durchgeführten lebensgeschichtlichen Interviews war die Altersspanne sehr groß (vgl. Sample Tabelle). Dieser Umstand führte möglicherweise dazu, dass in den Gruppen vor allem Generationenunterschiede thematisiert wurden. Älteren Teilnehmer/innen waren durch ihren größeren Vergleichshorizont mglw. die Veränderungen im Vergleich zur heutigen Zeit bewusster und ihre Bewertungen der heutigen Anforderungen fielen daher etwas positiver aus als jene durch jüngere Teilnehmer/innen, die die teils widersprüchlichen Anforderungen bewältigen müssen und sie daher mglw. negativer beurteilen. Insgesamt verliefen die Gruppendiskussionen aber durch die großen Altersspannen sehr befruchtend und anregend, und unterschiedliche Perspektiven und Positionen fanden Gehör und wurden diskutiert. Offen bleibt die Frage, ob Diskussionen inhaltlich anders verlaufen wären, wenn sie nicht nach Geschlecht, sondern nach Generation zusammengesetzt worden wären.

Die lebensgeschichtlichen Interviews wiesen ebenfalls eine große Altersspanne auf, fielen jedoch unabhängig vom Alter sehr unterschiedlich in ihrer Dichte, Dauer und Detailliertheit aus. Die offene Einstiegsfrage und nicht alltägliche Bitte nach der Erzählung der Lebensgeschichte und aller Erinnerungen zu Beginn des Interviews könnte jedoch für die Forschungsfrage zu offen gefasst gewesen sein. Allerdings schien diese Art der Erzählung auch für manche der Interviewten selbst als sehr lohnend empfunden worden zu sein. Das – inhaltlich begründete – Kriterium, Personen unter und über 40 Jahren zu rekrutieren, deutete nicht unbedingt auf die – inhaltlich erwartete – Bedeutung der reproduktiven Phase von Frauen hin. Vielmehr war die Vielschichtigkeit der sozialen Norm Kinderwunsch unter Frauen und auch die Vielfältigkeit in den Umgangsstrategien damit so groß, dass hier noch weitere biographische Forschungen und lebensgeschichtliche Interviews mit unterschiedlichsten Frauen notwendig erscheinen, um diese Bedeutungen und Mechanismen rekonstruieren zu können. Die geringe Evidenz für manche – theoretisch mögliche – Ausprägungen in den Daten (bspw. gewollte aber bereute Kinderlosigkeit), könnte darauf zurückzuführen sein, dass sich Menschen, die etwas bereuen oder sich nicht „erfüllt“ fühlen, nicht für eine Studie zum erfüllen Leben melden, sondern sich eben nur jene Menschen angesprochen fühlen, die von einem erfüllten Leben berichten können. Vor dem Hintergrund des imperativen Charakters von Lebenszufriedenheit in neoliberalen Zeiten, scheint Lebenszufriedenheit schwierig zu rekonstruieren sein. Hier sind eventuell anonymere quantitative Umfragen im Vorteil, die dieses Konzept besser messen können.

9 Literaturverzeichnis

- Adkins, Lisa (2018): Neoliberalism's Gender Order. In: Damien Cahill, Melinda Cooper, Martijn Konings und David Primrose (Hg.): *The SAGE handbook of neoliberalism*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore, Washington DC, Melbourne: Sage reference (SAGE reference), S. 469–482.
- Aichholzer, Julian; Friesl, Christian; Hajdinjak, Sanja (Hg.) (2019): *Quo vadis, Österreich? Wertewandel zwischen 1990 und 2018*. 1. Auflage. Wien: Czernin Verlag.
- Ajzen, I.; Fishbein, M. (2005): The influence of attitudes on behavior. In: D. Albarracín, B. T. Johnson und M. P. Zanna (Hg.): *The handbook of attitudes: Lawrence Erlbaum Associates Publishers*, S. 173–221.
- Aulenbacher, Brigitte; Meuser, M.; Riegraf, B. (2012): Gender, ethnicity, class in capitalism. About the intersection of social relations and hegemonic constructions in processes of societal reproduction. In: *Berliner Journal für Soziologie* 22 (1), S. 5–27. DOI: 10.1007/s11609-012-0181-4.
- Baader, Meike Sophia (2014): Gender/Geschlecht. In: Christoph Wulf und Jörg Zirfas (Hg.): *Handbuch pädagogische Anthropologie*. Wiesbaden: Springer VS (Handbuch), S. 651–661.
- Baldwin, Kylie (2018): Conceptualising women's motivations for social egg freezing and experience of reproductive delay. In: *Sociology of health and illness* 40 (5), S. 859–873. DOI: 10.1111/1467-9566.12728.
- Bauer, Gisa (2018): Die Anti-Baby-Pille und die Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland in den 1960er und 1970er Jahren. Debatten, Diskurse und Emotionen. In: *Mitteilungen zur kirchlichen Zeitgeschichte* (12), S. 41–66.
- Baumgarten, Diana; Maihofer, Andrea; Wehner, Nina (2020): Kinderwunsch, Familie und Beruf. In: Anja Schierbaum und Jutta Ecarius (Hg.): *Handbuch Familie. Band II: Erziehung, Bildung und Pädagogische Arbeitsfelder*. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 23–40.
- Beaujouan, Eva; Berghammer, Caroline (2019): The Gap Between Lifetime Fertility Intentions and Completed Fertility in Europe and the United States. A Cohort Approach. In: *Population Research and Policy Review* 17 (1), S. 507–535. DOI: 10.1007/s11113-019-09516-3.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (2012): Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): *Risikante Freiheiten*. 8. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 10–39.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1997): *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit*. Orig.-Ausg., 3., durchges. und erw. Aufl. München: Beck (Beck'sche Reihe, 362).

- Bereswill, Mechthild (2014): Geschlecht als Konfliktkategorie. In: Cornelia Behnke-Vonier, Diana Lengersdorf und Sylka Scholz (Hg.): Wissen - Methode - Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 54), S. 189–199.
- Berghammer, Caroline; Schmidt, Eva-Maria (2019): Familie, Partnerschaft und Geschlechterrollen - Alles im Wandel? In: Julian Aichholzer, Christian Friesl und Sanja Hajdinjak (Hg.): Quo vadis, Österreich? Wertewandel zwischen 1990 und 2018. 1. Auflage. Wien: Czernin Verlag, S. 57–88.
- Bergold, Pia; Buschner, Andrea; Mayer-Lewis, Birgit; Mühling, Tanja (2017): Familien mit multipler Elternschaft. Entstehungszusammenhänge, Herausforderungen und Potentiale. Leverkusen-Opladen: Budrich Barbara. Online verfügbar unter <https://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=1620128>.
- Bicchieri, Cristina (2006): The grammar of society. The nature and dynamics of social norms. New York: Cambridge University Press. Online verfügbar unter <http://site.ebrary.com/lib/alltitles/docDetail.action?docID=10129098>.
- Bicchieri, Cristina (2017): Norms in the Wild. How to Diagnose, Measure, and Change Social Norms: Oxford University Press.
- Bicchieri, Cristina; Mercier, Hugo (2014): Norms and Beliefs: How Change Occurs. In: The Jerusalem Philosophical Quarterly (63), S. 60–82.
- Bohnsack, Ralf (2005): Gruppendiskussion. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 369–384.
- Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7. Aufl. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2014a): Documentary Method. In: Uwe Flick (Hg.): The SAGE handbook of qualitative data analysis. London: Sage, S. 217–233.
- Bohnsack, Ralf (2014b): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: UTB.
- Bohnsack, Ralf; Schäffer, Burkhard (2007): Exemplarische Textinterpretation. Diskursorganisation und dokumentarische Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden, S. 309–323.
- Breckner, Roswitha (1994): Von den Zeitzeugen zu den Biographien. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 199–222.

- Browne, Jude (2018): Technology, Fertility and Public Policy. A Structural Perspective on Human Egg Freezing and Gender Equality. In: *Social Politics* 25 (2), S. 149–168. DOI: 10.1093/sp/jxx022.
- Buber-Ennser, Isabella; Neuwirth, Norbert; Testa, Maria Rita (Hg.) (2013): Familienentwicklung in Österreich 2009–2013. Partnerschaft, Kinderwunsch, Kinderbetreuung und ökonomische Situation. Vienna Institute of Demography; Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien. Wien.
- Bulcroft, Richard; Bulcroft, Kris; Bradley, Karen; Simpson, Carl (2016): The Management and Production of Risk in Romantic Relationships. A Postmodern Paradox. In: *Journal of family history* 25 (1), S. 63–92. DOI: 10.1177/036319900002500105.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005): Bevölkerungsorientierte Familienpolitik - ein Wachstumsfaktor. Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Institut der deutschen Wirtschaft (IW); Bundesverband der Deutschen Industrie e.V.
- Carl, Christine (2002): Gewollt kinderlose Frauen und Männer. Psychologische Einflußfaktoren und Verlaufstypologien des generativen Verhaltens. Zugl.: Freiburg <Breisgau>, Univ., Diss., 2001 u.d.T.: Carl, Christine: Psychologische Einflußfaktoren und Verlaufstypologien des generativen Verhaltens gewollt kinderloser Frauen und Männer. Frankfurt/Main: VAS (Reihe psychosoziale Aspekte in der Medizin).
- Chancey, L.; Dumais, S. A. (2009): Voluntary childlessness in marriage and family textbooks, 1950-2000. In: *Journal of family history* 34 (2), S. 206–223. DOI: 10.1177/0363199008330733.
- Cherlin, Andrew J. (2004): The deinstitutionalization of American marriage. In: *Journal of Marriage and Family* 66 (4), S. 848–861. DOI: 10.1111/j.0022-2445.2004.00058.x.
- Collins, Patricia Hill (1998): It's All In the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. In: *Hypatia* 13 (3), S. 62–82. DOI: 10.1111/j.1527-2001.1998.tb01370.x.
- Collins, Patricia Hill (2015): Intersectionality's Definitional Dilemmas. In: *Annu. Rev. Sociol.* 41 (1), S. 1–20. DOI: 10.1146/annurev-soc-073014-112142.
- Connell, R. W. (2009): The neoliberal patient. Mothers and fathers in the new market society. In: Paula Villa und Barbara Thiessen (Hg.): *Mütter - Väter: Diskurse Medien Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 24), S. 26–40.
- Cornelißen, Waltraud; Abedieh, Jasmin; Langmeyer, Alexandra N. (2017): Wege in die Elternschaft. Kein Kind ohne vorgängigen Kinderwunsch seiner Eltern? In: *Zeitschrift für Familienforschung. Beiträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf* 29 (2), S. 202–227.
- Correll, Lena (2010): Anrufungen zur Mutterschaft. Eine wissenssoziologische Untersuchung von Kinderlosigkeit. Zugl.: Marburg, Univ., Diss., 2009. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot (Arbeit - Demokratie - Geschlecht, 13).

- Daly, Mary (2016): Parenting: Critical insights from a sociological perspective. In: Tanja Betz, Michael-Sebastian Honig und Ilona Ostner (Hg.): Parents in the Spotlight. Parenting Practices and Support from a Comparative Perspective. Leverkusen-Opladen: Budrich Barbara (Zeitschrift für Familienforschung, v.11), S. 41–56.
- Diabaté, Sabine (2015): Mutterleitbilder. Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland: kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen: Budrich, S. 207–226.
- Diabaté, Sabine; Beringer, Samira (2018): Simply the Best!? Kulturelle Einflussfaktoren zum „intensive mothering“ bei Müttern von Kleinkindern in Deutschland. In: Journal of Family Research/Zeitschrift für Familienforschung 30 (3), S. 293–315.
- Donath, Orna (2015): Regretting Motherhood: A Sociopolitical Analysis. In: Signs 40 (2), S. 343–367. DOI: 10.1086/678145.
- Donath, Orna (2017): Regretting motherhood. A study. Berkeley, California: North Atlantic Books.
- Eibl-Eibesfeldt, Irenäus (2004): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. 5. Aufl., genehmigte Sonderausg. Vierkirchen-Pasenbach: Blank Media.
- Eigege, Chinyere Y.; Daundasekara, Sajeevika S.; Gomez, Mayra L.; Walton, Quenette L.; Hernandez, Daphne C. (2022): Conducting Research Six Feet Apart: The Feasibility of Transitioning Qualitative Research to Meet the Emerging Research Needs During a Pandemic. In: International Journal of Qualitative Methods 21, 160940692110694. DOI: 10.1177/16094069211069442.
- Ennis, Linda Rose (Hg.) (2014): Intensive Mothering. The Cultural Contradictions of Modern Motherhood: Demeter Press (The Cultural Contradictions of Modern Motherhood). Online verfügbar unter <http://www.jstor.org/stable/j.ctt1rrd8rb>.
- Enste, Dominik H. (2020): Glück Für Alle? Eine Interdisziplinäre Bilanz Zur Lebenszufriedenheit. Unter Mitarbeit von Theresa Eyerund, Anna-Carina Tschörner und Lena Suling. Berlin/München/Boston: Walter de Gruyter GmbH (De Gruyter Studium Ser). Online verfügbar unter <https://ebookcentral.proquest.com/lib/kxp/detail.action?docID=5158245>.
- Esping-Andersen, Gøsta; Gallie, Duncan; Hemerijck, Anton; Myles, John (Hg.) (2002): Why we need a new welfare state. New York: Oxford University Press.
- Evertsson, Marie; Grunow, Daniela (2019): Swimming against the tide or going with the flow? Stories of work-care practices, parenting norms and the importance of policies in a changing Europe. In: D. Grunow und M. Evertsson (Hg.): New Parents in Europe: Work-Care Practices, Gender Norms and Family Policies. Cheltenham, Northampton: Edward Elgar Publishing, 226-246.
- Feiler, Julia (2017): Risiken auf Eis gelegt. Über (Un-)Sichtbarkeiten von Mutterschaft im Diskurs um ‚Social Freezing‘. In: Eva Tolasch und Rhea Seehaus (Hg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 227–240. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzgf2.17>.

- Flick, Uwe (2011): *Triangulation. Eine Einführung*. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden.
- Fokkema, T.; Esveldt, I. (2008): Motivation to have children in Europe. In: Charlotte Höhn, Dragana Avramov und Irena E. Kotowska (Hg.): *People, Population Change and Policies. Lessons from the Population Policy Acceptance Study Vol. 1: Family Change*. Dordrecht: Springer Science + Business Media B.V (European Studies of Population, 16/1), S. 141–155.
- Frey, Bruno S.; Stutzer, Alois (2002): *Happiness and Economics. How the Economy and Institutions Affect Human Well-Being*: Princeton University Press. Online verfügbar unter <http://www.jstor.org/stable/j.ctt7rm1k>.
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Wien: WUV.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2009): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Giddens, Anthony (1991): *Selfidentity and Modernity*. London: Stanford University Press.
- Giddens, Anthony (1992): *The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*. Cambridge: Polity Press.
- Giddens, Anthony (1996): *Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft*. In: Ulrich Beck, Anthony Giddens und Scott Lash (Hg.): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 113–194.
- Giesselmann, Marco (2018): *Mutterschaft geht häufig mit verringertem mentalem Wohlbefinden einher*. Hg. v. DIW - Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Wochenbericht, 35). Online verfügbar unter https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.596751.de/18-35-1.pdf, zuletzt aktualisiert am 2018.
- Glass, Jennifer; Simon, Robin W.; Andersson, Matthew A. (2016): *Parenthood and Happiness: Effects of Work-Family Reconciliation Policies in 22 OECD Countries*. In: *American Journal of Sociology* 122 (3), S. 886–929. DOI: 10.1086/688892.
- Goldscheider, F.; Bernhardt, Eva; Lappegård, T. (2015): *The Gender Revolution. A Framework for Understanding Changing Family and Demographic Behavior*. In: *Population and Development Review* 41 (2), S. 207–239. DOI: 10.1111/j.1728-4457.2015.00045.x.
- Goldstein, Joshua; Lutz, Wolfgang; Testa, Maria Rita (2003): *The emergence of Sub-Replacement Family Size Ideals in Europe*. In: *Population Research and Policy Review* 22 (5/6), S. 479–496. DOI: 10.1023/B:POPU.0000020962.80895.4a.
- Gotlib, Anna (2016): *“But You Would Be the Best Mother”: Unwomen, Counterstories, and the Motherhood Mandate*. In: *Journal of bioethical inquiry* 13 (2), S. 327–347. DOI: 10.1007/s11673-016-9699-z.
- Graham, Melissa (2015): *Is being childless detrimental to a woman’s health and well-being across her life course?* In: *Women’s health issues : official publication of the Jacobs Institute of Women’s Health* 25 (2), S. 176–184. DOI: 10.1016/j.whi.2014.12.002.

- Grunow, D.; Evertsson, M. (Hg.) (2019): *New Parents in Europe: Work-Care Practices, Gender Norms and Family Policies*. Cheltenham, Northampton: Edward Elgar Publishing.
- Hamilton, Patricia (2016): The 'Good' Attached Mother: An Analysis of Postmaternal and Post-racial Thinking in Birth and Breastfeeding Policy in Neoliberal Britain. In: *Australian Feminist Studies* 31 (90), S. 410–431. DOI: 10.1080/08164649.2016.1278152.
- Hansen, Thomas (2012): Parenthood and Happiness: a Review of Folk Theories Versus Empirical Evidence. In: *Soc Indic Res* 108 (1), S. 29–64. DOI: 10.1007/s11205-011-9865-y.
- Hansen, Thomas; Slagsvold, Britt; Moum, Torbjørn (2009): Childlessness and Psychological Well-Being in Midlife and Old Age: An Examination of Parental Status Effects Across a Range of Outcomes. In: *Soc Indic Res* 94 (2), S. 343–362. DOI: 10.1007/s11205-008-9426-1.
- Haug, F. (2012): Woher kommen alle diese Reparaturarbeiten? Eine Theorie von Sozialarbeit braucht eine Sozialtheorie von Gesellschaft. In: *Soziale Arbeit*, S. 136–147.
- Heffernan, Valerie; Stone, Katherine (2021): International Responses to Regretting Motherhood. In: Angela Fitzgerald (Hg.): *Women's Lived Experiences of the Gender Gap: Gender Inequalities from Multiple Global Perspectives*. Singapore: Springer Singapore, S. 121–133.
- Helfferich, Cornelia; Kruse, Jan (2006): Familienplanungskonzepte von Männern im Geschlechterfokus. In: *Freiburger Frauenstudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung* (18), S. 121–143.
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne (2012): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): *Riskante Freiheiten*. 8. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 307–315.
- Hoffman, L. W.; Hoffman, M. L. (1973): The value of children to parents. In: James T. Fawcett (Hg.): *Psychological perspectives on population*. New York, NY: Basic Books, S. 19–76.
- Hook, Jennifer L.; Paek, Eunjeong (2020): A Stalled Revolution? Change in Women's Labor Force Participation during Child-Rearing Years, Europe and the United States 1996–2016. In: *Population and Development Review* 46 (4), S. 677–708. DOI: 10.1111/padr.12364.
- Horne, Christine (2014): The Relational Foundation of Norm Enforcement. In: Maria Xenitidou und Bruce Edmonds (Hg.): *The Complexity of Social Norms*. Cham, s.l.: Springer International Publishing (Computational Social Sciences), S. 105–120.
- Huinink, Johannes (1995): *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Campus-Verl. (Reihe „Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel“).
- Illouz, Eva (1997): *Consuming the romantic utopia. Love and the cultural contradictions of capitalism*. Berkeley: Univ. of California Press. Online verfügbar unter <http://www.loc.gov/catdir/bios/ucal051/95044241.html>.
- Illouz, Eva (2007): *Cold intimacies. The making of emotional capitalism*. Cambridge: Polity. Online verfügbar unter <http://swb.ebib.com/patron/FullRecord.aspx?p=1180918>.

- Illouz, Eva (2019): *The end of love. A sociology of negative relations*. New York: Oxford University Press.
- Inglehart, Ronald; Basáñez, Miguel E.; Menéndez Moreno, Alejandro (Hg.) (2011): *Human values and beliefs. A cross-cultural sourcebook : political, religious, sexual, and economic norms in 43 societies ; findings from the 1990-1993 world value survey*. Ann Arbor: University of Michigan Press. Online verfügbar unter <https://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=335700>.
- Joecks, Jasmin (2021): *The provision of work–life balance practices across welfare states and industries and their impact on extraordinary turnover*. In: *Social Policy and Administration*. DOI: 10.1111/spol.12728.
- Kahneman, Daniel; Krueger, Alan B.; Schkade, David A.; Schwarz, Norbert; Stone, Arthur A. (2004): *A Survey Method for Characterizing Daily Life Experience: The Day Reconstruction Method*. In: *Science (New York, N.Y.)* 306 (5702), S. 1776–1780. DOI: 10.1126/science.1103572.
- Kapella, Olaf; Rille-Pfeiffer, Christiane (Hg.) (2011): *Papa Geht Arbeiten. Vereinbarkeit Aus Sicht Von Männern*. Unter Mitarbeit von Christiane Rille-Pfeiffer. Leverkusen-Opladen: Budrich UniPress Limited (Familienforschung - Schriftenreihe des Österreichischen Instituts Für Familienforschung (ÖIF) Ser, v.23). Online verfügbar unter <https://ebookcentral.proquest.com/lib/gbv/detail.action?docID=5719434>.
- Kaufmann, Franz-Xaver 1932 (1990): *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: Beck (Perspektiven und Orientierungen, 10).
- Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.) (2003): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Münster (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, 16).
- Köppen, Katja; Trappe, Heike (2019): *The gendered division of labor and its perceived fairness. Implications for childbearing in Germany*. In: *Demographic Research* 40, S. 1413–1440. DOI: 10.4054/DemRes.2019.40.48.
- Krätschmer-Hahn, Rabea (2012): *Kinderlosigkeit in Deutschland. Zum Verhältnis von Fertilität und Sozialstruktur*. Zugl.: Frankfurt/Main, Univ., Diss., 2011. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss (SpringerLink Bücher).
- Lathen, Lorraine; Laestadius, Linnea (2021): *Reflections on Online Focus Group Research With Low Socio-Economic Status African American Adults During COVID-19*. In: *International Journal of Qualitative Methods* 20, 160940692110217. DOI: 10.1177/16094069211021713.
- Leinmüller, Renate (2014): *Zahlen und Fakten zum Kinderwunsch in Deutschland. Kinderwunsch: Gibt es einen Aufwärtstrend?* In: *pro familia magazin* 42 (1), S. 4–6.
- Lewis, J. (2001): *The decline of the male breadwinner model. Implications for work and care*. In: *Social Politics* 8 (2), S. 152–169.

- Lewis, J. (2006): Perceptions of Risk in Intimate Relationships. The Implications for Social Provision. In: *Journal of Social Policy* 35 (01), S. 39–57. DOI: 10.1017/S0047279405009347.
- Liefbroer, Aart C.; Billari, Francesco C. (2010): Bringing norms back in. A theoretical and empirical discussion of their importance for understanding demographic behaviour. In: *Population, Space and Place* 16 (4), S. 287–305. DOI: 10.1002/psp.552.
- Lightman, Naomi; Kevins, Anthony (2021): “Women’s Work”: Welfare State Spending and the Gendered and Classed Dimensions of Unpaid Care. In: *Gender & Society* 35 (5), S. 778–805. DOI: 10.1177/08912432211038695.
- Lister, Ruth (2003): Investing in the Citizen-workers of the Future: Transformations in Citizenship and the State under New Labour. In: *Social Policy & Administration* 37 (5), S. 427–443. DOI: 10.1111/1467-9515.00350.
- Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie – Organisation – Materialanalyse. Wien: WUV.
- Lüscher, Kurt; Bronfenbrenner, Urie (Hg.) (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. 1. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta (Sozialwissenschaften / Klett-Cotta). Online verfügbar unter <http://d-nb.info/810346788>.
- Malatzky, Christina Amelia Rosa (2017): Australian women’s complex engagement with the yummy mummy discourse and the bodily ideals of good motherhood. In: *Women’s Studies International Forum* 62, S. 25–33. DOI: 10.1016/j.wsif.2017.02.006.
- Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mauthner, Natasha S. (2021): Karen Barad’s posthumanist relational ontology: an intra-active approach to theorising and studying family practices. In: *Families, Relationships and Societies*. DOI: 10.1332/204674321X16111601839112.
- Meeussen, Loes; van Laar, Colette (2018): Feeling Pressure to Be a Perfect Mother Relates to Parental Burnout and Career Ambitions. In: *Front. Psychol.* 9, S. 2113. DOI: 10.3389/fpsyg.2018.02113.
- Moore, Julia; Abetz, Jenna S. (2018): What Do Parents Regret About Having Children? Communicating Regrets Online. In: *Journal of Family Issues* 40 (3), S. 390–412. DOI: 10.1177/0192513X18811388.
- Morris, Michael W.; Hong, Ying-yi; Chiu, Chi-yue; Liu, Zhi (2015): Normology: Integrating insights about social norms to understand cultural dynamics. In: *Organizational Behavior and Human Decision Processes* 129, S. 1–13. DOI: 10.1016/j.obhdp.2015.03.001.
- Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53 (3), S. 407–435. DOI: 10.1007/s11577-001-0073-7.
- Nave-Herz, Rosemarie (1998): Die These über den ‚Zerfall der Familie‘. In: Jürgen Friedrichs, Rainer M. Lepsius und Karl Ulrich Mayer (Hg.): *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), S. 286–315.

- Nelson, S. Katherine; Kushlev, Kostadin; English, Tammy; Dunn, Elizabeth W.; Lyubomirsky, Sonja (2013): In defense of parenthood: children are associated with more joy than misery. In: *Psychological science* 24 (1), S. 3–10. DOI: 10.1177/0956797612447798.
- Olah, L. S. (2011): Should governments in Europe be more aggressive in pushing for gender equality to raise fertility? The second „YES“. In: *Demographic Research* 24, S. 217–223. DOI: 10.4054/DemRes.2011.24.9.
- Onnen, Corinna (2004): Ungewollte Kinderlosigkeit als Krise. Reproduktionsmedizin als Hilfe? In: Matthias Junge (Hg.): *Scheitern. Aspekte Eines Sozialen Phänomens*. Unter Mitarbeit von Götz Lechner. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH, S. 123–140.
- Passet-Wittig, Jasmin; Bujard, Martin (2021): Medically assisted reproduction in developed countries: Overview and societal challenges. In: Norbert F. Schneider und Michaela Kreyenfeld (Hg.): *Research handbook on the sociology of the family*. Cheltenham UK: Edward Elgar Publishing, S. 417–438.
- Passet-Wittig, Jasmin; Schneider, Norbert F. (2016): Wer ist von Infertilität betroffen und wer sucht Hilfe bei der Reproduktionsmedizin? In: *Bevölkerungsforschung aktuell : Informationen über aktuelle bevölkerungswissenschaftliche Themen und Nachrichten aus dem BiB* (4), S. 15–21.
- Pedersen, Sarah (2016): The good, the bad and the 'good enough' mother on the UK parenting forum Mumsnet. In: *Women's Studies International Forum* 59, S. 32–38. DOI: 10.1016/j.wsif.2016.09.004.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Entkoppelung von biologischer und sozialer Elternschaft. In: Rüdiger Peuckert (Hg.): *Familienformen im sozialen Wandel*. [Lehrbuch]. 7., vollst. überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 212–228.
- Pfau-Effinger, B. (2005): Culture and welfare state policies. Reflections on a complex interrelation. In: *Journal of Social Policy* 34, S. 3–20. DOI: 10.1017/S0047279404008232.
- Pongratz, Hans J.; Voß, G. Günter (2003): From employee to 'entreplooyee'. In: *Concepts and Transformation* 8 (3), S. 239–254. DOI: 10.1075/cat.8.3.04pon.
- Preisner, Klaus; Neuberger, Franz; Bertogg, Ariane; Schaub, Julia M. (2020): Closing the Happiness Gap. The Decline of Gendered Parenthood Norms and the Increase in Parental Life Satisfaction. In: *Gender & Society* 34 (1), S. 31–55. DOI: 10.1177/0891243219869365.
- Przyborski, Aglaja; Slunecko, Thomas (2020): Dokumentarische Methode. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Springer Reference Psychologie), S. 1–19.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): *Qualitative Sozialforschung*. Ein Arbeitsbuch. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenbourg Verlag (Lehr- und Handbücher der Soziologie).
- Rau, Alexandra (2020): Selbstsorge und Geschlecht im neoliberalen Post-Wohlfahrtsstaat. In: Karina Becker, Kristina Binner und Fabienne Décieux (Hg.): *Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 149–169.

- Reich, Jennifer A. (2014): Neoliberal Mothering and Vaccine Refusal: Imagined Gated Communities and the Privilege of Choice. In: *Gender and Society* 28 (5), S. 679–704. Online verfügbar unter <http://www.jstor-org.uaccess.univie.ac.at/stable/44288183>.
- Reimer, Thordis; Pfau-Effinger, Birgit (2020): Different types of parental leave use by German fathers and their engagement in childcare in subsequent years. In: *Problemy Polityki Społecznej: studia i dyskusje* 48 (1). DOI: 10.31971/16401808.48.1.2020.1.
- Riederer, Bernhard; Buber-Ennser, Isabella; Brzozowska, Zuzanna (2019): Fertility Intentions and Their Realization in Couples. How the Division of Household Chores Matters. In: *Journal of Family Issues*, 0192513X19848794. DOI: 10.1177/0192513X19848794.
- Riederer, Bernhard Edwin (2018): Elternschaft und Wohlbefinden. Kinder im individuellen, partnerschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext. Wiesbaden: Springer VS (Research). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-22561-2>.
- Roseneil, Sasha; Ketokivi, Kaisa (2016): Relational Persons and Relational Processes: Developing the Notion of Relationality for the Sociology of Personal Life. In: *Sociology* 50 (1), S. 143–159. DOI: 10.1177/0038038514561295.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main: Campus.
- Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim, München: Juventa.
- Ruckdeschel, Kerstin (2015): Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): *Familienleitbilder in Deutschland: kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Budrich, S. 191–206. Online verfügbar unter <https://www.jstor.org/stable/j.ctvbkjxjk.16>.
- Sardadvar, Karin (2010): „Wir lassen es jetzt drauf ankommen“. Deutungen von Empfängnisverhütung am Beispiel späten Kinderwunsches. In: *SWS-Rundschau* 50 (2), S. 228–248.
- Schmidt, Eva-Maria (2018): Breadwinning as care? The meaning of paid work in mothers' and fathers' constructions of parenting. In: *Community, Work and Family* 21 (4), S. 445–462. DOI: 10.1080/13668803.2017.1318112.
- Schmidt, Eva-Maria (2022): Evaluierung des neuen Kinderbetreuungsgeldkontos und der Familienzeit. Qualitativer Teilbericht. Hg. v. Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF Forschungsbericht, 36). Online verfügbar unter <https://services.phaidra.univie.ac.at/api/object/o:1429696/diss/Content/download>.
- Schmidt, Eva-Maria; Kaindl, Markus; Mazal, Wolfgang (2020): Frauen in der Arbeitswelt. Erwerbsarbeitszeitmodelle und deren Potenzial für Frauenförderung und Geschlechtergleichstellung. Hg. v. Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien. Wien (ÖIF-Forschungsbericht, 32). Online verfügbar unter <https://doi.org/10.25365/phaidra.160>.

- Schmidt, Eva-Maria; Zartler, Ulrike; Vogl, Susanne (2019): Swimming against the tide? Austrian couples' non-normative work-care arrangements in a traditional environment. In: D. Grunow und M. Evertsson (Hg.): *New Parents in Europe: Work-Care Practices, Gender Norms and Family Policies*. Cheltenham, Northampton: Edward Elgar Publishing, S. 108–127.
- Schmidt, Eva-Maria; Décieux, Fabienne; Zartler, Ulrike; Schnor, Christine (2022): What makes a good mother? Two decades of research reflecting social norms of motherhood. In: *Journal of Family Theory & Review*. DOI: 10.1111/jftr.12488.
- Schnor, Christine (2012): Trennungsrisiko von Paaren mit Kindern. Der Einfluss der Religion in West- und Ostdeutschland. In: *Journal of Family Research/Zeitschrift für Familienforschung (Sonderheft)*, S. 229–256.
- Schröder, Martin (2018): How working hours influence the life satisfaction of childless men and women, fathers and mothers in Germany. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47 (1), S. 65–82. DOI: 10.1515/zfsoz-2018-1004.
- Schuster, Julia; Buber, Isabella; Gisser, Richard (2009): Einstellung zu Ehe und Familie. In: Isabella Buber und Norbert Neuwirth (Hg.): *Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGG)“ 2008/09*, S. 16–17.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 1983 (3), S. 283–293. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147>.
- Schütze, Yvonne (1991): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“*. 2., unveränderte Auflage. Bielefeld: Kleine Verlag (Theorie und Praxis der Frauenforschung, 3).
- Smart, Carol (2007): *Personal Life. New Directions in Sociological Thinking*. Cambridge: Polity Press.
- Sobotka, Thomas; Buber, Isabella (2009): Kinderlosigkeit. In: Isabella Buber und Norbert Neuwirth (Hg.): *Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGG)“ 2008/09*, S. 11.
- Stanley, K.; Edwards, L.; Hatch, B. (2003): *The family report 2003. Choosing happiness?* Institute for Public Policy Research. London.
- Suppes, Alexandra (2020): Do Women Need to Have Children in Order to Be Fulfilled? A System Justification Account of the Motherhood Norm. In: *Social Psychological and Personality Science* 11 (7), S. 999–1010. DOI: 10.1177/1948550620909728.
- Tanturri, Maria Letizia; Mencarini, Letizia (2008): Childless or Childfree? Paths to Voluntary Childlessness in Italy. In: *Population and Development Review* 34 (1), S. 51–77. DOI: 10.1111/j.1728-4457.2008.00205.x.
- Tolasch, Eva; Seehaus, Rhea (Hg.) (2017): *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Twamley, Katherine; Doucet, Andrea; Schmidt, Eva-Maria (2021): Introduction to special issue: relationality in family and intimate practices. In: *Families, Relationships and Societies*. DOI: 10.1332/204674321X16111601166128.
- Vincent, Carol; Ball, Stephen J.; Braun, Annette (2010): Between the estate and the state: struggling to be a 'good' mother. In: *BRITISH JOURNAL OF SOCIOLOGY OF EDUCATION* 31 (2), S. 123–138. DOI: 10.1080/01425690903538976.
- Voß, G. Günter; Weiß, Cornelia (2005): Subjektivierung von Arbeit - Subjektivierung von Arbeitskraft. In: Ingrid Kurz-Scherf, Lena Correll und Stefanie Janczyk (Hg.): *In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel*. Münster: Westfälisches Dampfboot (Arbeit-Demokratie-Geschlecht, 4).
- Wilkinson, Krystal; Rouse, Julia (2022): Solo-living and childless professional women: Navigating the 'balanced mother ideal' over the fertile years. In: *Gender, Work and Organization*, Artikel gwao.12900. DOI: 10.1111/gwao.12900.
- Willemsen, Romy F.; Aardoom, Jiska J.; Chavannes, Niels H.; Versluis, Anke (2022): Online synchronous focus group interviews: Practical considerations. In: *Qualitative Research*, 146879412211101. DOI: 10.1177/14687941221110161.
- Xenitidou, Maria; Edmonds, Bruce (Hg.) (2014): *The Complexity of Social Norms*. Cham, s.l.: Springer International Publishing (Computational Social Sciences). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-319-05308-0>.

Kurzbiografien der Autorinnen

(in alphabetischer Reihenfolge)

Dr.ⁱⁿ Sabine-Buchebner-Ferstl

Sabine Buchebner-Ferstl ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am ÖIF und führt als Psychologin Studien mit den Schwerpunkten Erziehung und Elternbildung sowie Schule und Bildung durch.

Kontakt: sabine.buchebner-ferstl@oif.ac.at

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Eva-Maria Schmidt (Projektleiterin)

Als Soziologin und Ethnologin forscht Eva-Maria Schmidt am ÖIF zu den Schwerpunkten Aufteilung soziale Normen rund um Elternschaft sowie digitale Medien in Familien aus Kinderperspektive.

Kontakt: eva-maria.schmidt@oif.ac.at

Zuletzt erschienene Forschungsberichte des ÖIF

Erhältlich als PDF über die ÖIF-Homepage www.oif.ac.at/publikationen/forschungsberichte/

Baierl, Andreas; Buchebner-Ferstl, Sabine; Dörfler-Bolt, Sonja (2023): Vatersein in Österreich. Eine empirische Untersuchung im multi-methoden Design. Wien: ÖIF Forschungsbericht 47. DOI: [10.25365/phaidra.421](https://doi.org/10.25365/phaidra.421)

Kapella, Olaf; Wernhart, Georg; Hornung, Helena (2023): Evaluierung der Kinder- und Jugendhilfe in Vorarlberg. Wien: ÖIF Forschungsbericht 47. DOI: [10.25365/phaidra.383](https://doi.org/10.25365/phaidra.383)

Hornung, Helena; Kapella, Olaf (2022): Gefährdungsabklärung aus der Perspektive von Jugendlichen. Wien: ÖIF Forschungsbericht 46. DOI: [10.25365/phaidra.347](https://doi.org/10.25365/phaidra.347)

Kapella, Olaf; Rille-Pfeifer, Christiane; Lorenz, Theresa; Geserick, Christine; Buchebner-Ferstl, Sabine (2022): Studie zur geförderten Familienberatung in Österreich. Klient*innen-Berater*innen-Beziehung und subjektiv wahrgenommene Wirkung aus der Perspektive von Klient*innen und Berater*innen. Wien: ÖIF Forschungsbericht 45. DOI: [10.25365/phaidra.324](https://doi.org/10.25365/phaidra.324)

Geserick, Christine; Kaindl, Markus (2022): Corona und die Entwicklung von Paarbeziehungen. Wien: ÖIF Forschungsbericht 44. DOI: [10.25365/phaidra.309](https://doi.org/10.25365/phaidra.309)

Dörfler, Sonja; Buchebner-Ferstl, Sabine; Kaindl, Markus (2022): Grey Divorce in Österreich. Entwicklung, auslösende Mechanismen und Auswirkungen bei Personen mit höherem Scheidungsalter. Wien: ÖIF Forschungsbericht 43. DOI: [10.25365/phaidra.319](https://doi.org/10.25365/phaidra.319)

Neuwirth, Norbert (2021): Kostenschätzung zum Ausbau im Elementarbildungsbereich. Wien: ÖIF Forschungsbericht 42. DOI: [10.25365/phaidra.295](https://doi.org/10.25365/phaidra.295)

Geserick, Christine (2021): Die Personenbetreuung aus Sicht der Betreuten und Angehörigen. Wien: ÖIF Forschungsbericht 41. DOI: [10.25365/phaidra.291](https://doi.org/10.25365/phaidra.291)

Kapella, Olaf; Mazal, Wolfgang (Hrsg.) (2022): Aspekte der Qualitätssicherung in der schulischen Sexualpädagogik in Österreich. Wien: ÖIF Forschungsbericht 40. DOI: [10.25365/phaidra.282](https://doi.org/10.25365/phaidra.282)

Buchebner-Ferstl, Sabine; Dörfler-Bolt, Sonja; Geserick, Christine (2021): Zum Wohl des Kindes. Konzeptualisierung des „Kindeswohls“ aus unterschiedlichen Perspektiven. Wien: ÖIF Forschungsbericht 39. DOI: [10.25365/phaidra.277](https://doi.org/10.25365/phaidra.277)

Baierl, Andreas (2021): Wissenschaftliche Beschäftigungsverläufe an österreichischen Universitäten. Eine Datengrundlage für Entscheidungen von Politik, Universitäten und Wissenschaftler/innen. Wien: ÖIF Forschungsbericht 38. DOI: [10.25365/phaidra.274](https://doi.org/10.25365/phaidra.274)

Rille-Pfeiffer, Christiane; Kapella, Olaf (2022): Evaluierung des neuen Kinderbetreuungsgeldkontos und der Familienzeit – Meta-Analyse. Wien: ÖIF Forschungsbericht Nr. 37. DOI: [10.25365/phaidra.329](https://doi.org/10.25365/phaidra.329)

Schmidt, Eva-Maria (2022): Evaluierung des neuen Kinderbetreuungsgeldkontos und der Familienzeit – Qualitativer Teilbericht. Wien: ÖIF Forschungsbericht Nr. 36. DOI: [10.25365/phaidra.328](https://doi.org/10.25365/phaidra.328)

Das Österreichische Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) wird vom Bundeskanzleramt/Frauen, Familie, Integration und Medien (BKA/FFIM) über die Familie & Beruf Management GmbH (FBG) und von den Bundesländern Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien unterstützt.



Kinder- und
Jugendhilfe